

Der Weltschmerz

Ebru Nihan Celkan
2020

Aus dem Türkischen von Oliver Kontny

IMPRESSUM

Diese Publikation erscheint im Rahmen des Stadtschreiberstipendiums Ludwigsburg 2020.

Das Stadtschreiberstipendium 2020 wurde von der Wüstenrot Stiftung gefördert.

Herausgeberin:

Stadt Ludwigsburg | Wilhelmstraße 11 | 71638 Ludwigsburg

Redaktion:

Fachbereich Kunst und Kultur | kultur@ludwigsburg.de | Telefon: 07141 910-2279

Projektleitung und Satz:

Stadt Ludwigsburg | Gestaltung Umschlag: Julia Klenovsky | Übersetzung: Oliver Kontny

www.ludwigsburg.de

Druck:

DV Druck Bietigheim, Kronenbergstraße 10, 74321 Bietigheim-Bissingen | Auflage: 250/12/2021

Urheberrechte:

Die Rechte für den Text WELTSCHMERZ im türkischen Original liegen bei Ebru Nihan Celkan.

Die Rechte an der deutschen Übersetzung von WELTSCHMERZ liegen bei Oliver Kontny.
Julia Klenovsky ist Inhaberin der Rechte an der Gestaltung des Umschlags sowie des Titelschriftzugs.

ISBN 978-3-9813701-6-4



LUDWIGSBURG

WÜSTENROT STIFTUNG



INHALT

	VORWORT	07
1	KAPITEL EINS	09
2	DER WEG	12
3	MERHABA UND „IDENTITY IS A WEIRD THING“	16
4	DIE EINWOHNER*INNEN DER STADT	25
5	MEINE BEINE UND „ES WÄRE TOLL, WENN ICH DAS WEIBLICHE GESICHT VON LUDWIGSBURG WERDEN KÖNNTE“	26
6	ICH KANN NICHT ATMEN	31
7	SYMBOLE, RITUALE, SIEGE UND „EIN SICHERER ORT, DER FREIHEIT ENTHÄLT“	33
8	DER REGEN FÄLLT FÜR HÖLDERLIN	37
9	BÜROKRATIE UND „ICH DEFINIERE MICH NICHT ÜBER DIE GESCHICHTE, SONDERN ÜBER DIE ZUKUNFT“	39
10	STANDHAFTIGKEIT	44
11	GENAU DER RICHTIGE MENSCH ZUR RICHTIGEN ZEIT UND „EINFACH NUR SPASS HABEN“	46
12	DU WARST SCHRECKLICH GRAUSAM, ABER ICH VERGEBE DIR	53
13	ENTTÄUSCHUNG UND „WAS SOLL ICH SAGEN? ICH BIN HALT HIER.“	55
14	ICH SPRECHE KEIN DEUTSCH UND „LUDWIGSBURG HAT MICH ADOPTIERT“	60

VORWORT

Der Text „Weltschmerz“ von Ebru Nihan Celkan ist einem besonderen Projekt zu verdanken: die Stadt Ludwigsburg hat im Jahr 2018 erstmalig ein Stadtschreiberstipendium ausgelobt und es 2020 durch die Förderung der Wüstenrot Stiftung erneut vergeben können. In einem eingeschränkten Verfahren von einer eigens hierfür gebildeten Fachjury begleitet, ermöglicht es einer Autorin oder einem Autoren für mehrere Monate in Ludwigsburg Inspirationen zu sammeln und ein literarisches Werk zu erstellen.

Ebru Nihan Celkan trug als zweite Autorin den Titel „Ludwigsburger Stadtschreiberin“. Neben einer Bereitschaft, sich mit der Stadt Ludwigsburg auseinanderzusetzen, wurden auch die literarische Qualität und die Stärke der künstlerischen Haltung bewertet.

Im Sommer und Herbst 2020 war Ebru Nihan Celkan für mehrere Wochen in der Barockstadt zu Gast. Während ihres Aufenthalts als Stadtschreiberin in Ludwigsburg hat sie mit Vielen gesprochen – Menschen, die seit Generationen hier leben oder erst vor kurzem hier angekommen sind. Aus den Interviews ist ein literarisches Werk in türkischer Sprache entstanden, das in 14 Kapiteln abwechselnd aus Perspektive der Stadtschreiberin und der ihrer Interviewpartnerinnen einen neuen Blick auf Ludwigsburg eröffnet.

Die deutsche Übersetzung des Textes stammt von Oliver Kontny, der bereits mehrere Theaterstücke der Autorin ins Deutsche übersetzt hat. Die Gestaltung des Buchcovers hat Julia Klenovsky übernommen, die 2021 auf der Shortlist des „Förderpreises für junge Buchgestaltung 2021“ der Stiftung Buchkunst stand.

Wiebke Richert

Leiterin des Fachbereichs Kunst und Kultur
Stadt Ludwigsburg

KAPITEL EINS

Ich bin Ausländerin.

Zuerst sagt sie es, dann schreibt sie es. Und beim Schreiben wiederholt sie es.

Ich... bin... Ausländerin.

Sie wendet sich uns zu. Wir sitzen in U-Form im Klassenzimmer und sie bewegt sich auf den leeren Raum in der Mitte des Us zu. Sie schaut auf einen Punkt jenseits von uns allen.

Bitte sprecht mir nach.

„Ich“

„ICH“

„bin“

„BIN“

„Ausländerin“

„AUSLÄNDERIN“

Kapitel 1. Das ist einer von zwölf Sätzen, die wir im Verlauf der eineinhalbstündigen, ersten Unterrichtseinheit lernen, beziehungsweise, von denen verlangt wird, dass wir sie auswendig lernen. Am nächsten Tag wiederholen wir die Lektion vom Vortag. Ich komme dran.

Wir sind Ausländerin.

Falsch, sagt sie. Sprich mir nach.

Ich... bin... Ausländerin.

Kurze Stille. Ich wiederhole.

Wir sind Ausländerin.

Die Lehrerin versucht mich dazu zu bringen, Deutsch auswendig zu lernen; ich habe Lust, die deutsche Sprache zu erlernen. Dabei ist Sprache mehr als nur Wörter. Sie denkt nicht darüber nach, warum ich hartnäckig das sage, was ich sage, sie hört mich nicht. Sie hat keine Zeit dafür. Im Unterrichtsplan steht eindeutig der Satz, der auswendig zu lernen ist.

Ich bin Ausländerin.

Sie denkt, sie habe es nicht geschafft, mich dazu zu bringen, ihn auswendig zu lernen. Ich weiß, dass ich ihn gelernt habe. Aber ein Sachverhalt kommt erst dadurch zustande, dass er benannt wird. Und ich möchte mir meinen Namen selbst geben, und zwar aus der Perspektive der Realität, wie ich sie wahrnehme.

Wir sind Ausländerin.

Als ich den Deutschunterricht verlasse, checke ich meine Mails. Ich erfahre, dass ich ein Stipendium der Stadt Ludwigsburg bekommen habe. Wir legen die Rahmendaten fest. Die Menschen auf dem Erdenrund wissen noch nicht, was Covid-19 ist. Wir machen selbstsichere Pläne, ohne zu wissen, was auf uns zukommt. „Dann sehen wir uns im Mai in Ludwigsburg“, schreibe ich und mache mich auf den Weg in meine eben erst bezogene Wohnung. Ich muss neun Haltestellen von der Weinmeisterstraße bis zur Herrmannstraße zurücklegen, um dorthin zu kommen. Ich bin in Berlin. Ich werde ein Jahr lang in Berlin sein. Berlin ist noch kein Ort für mich, den ich Zuhause nennen würde. Man nennt mich nicht Nomadin, weil ich nicht in einem Zelt lebe, auch nicht Migrantin. Aber es ist jetzt die dritte Wohnung, in der ich schlafe, seit ich in Berlin angekommen bin.

Dort, wo ich herkomme, ist auch nicht mehr mein Zuhause. Früher habe ich in Istanbul gelebt. Doch nach 2013 habe ich mich dabei beobachtet, wie ich dort nur noch in kleinen Ghettos Luft holen konnte. Gezi hat uns zerstört. Gezi hatte so ein tolles, tiefes Gefühl der Zugehörigkeit geschaffen, dass wir außerordentlich viel verloren, als dieser Traum zerbrach. Es war ein Gefühl der Zugehörigkeit zu den Bäumen, zur Erde, zur Stadt, zu noch unbekanntem Menschen entstanden, selbst zu politischen Strömungen, mit denen wir vorher nichts gemeinsam gehabt hatten. Nachdem Gezi uns das Gefühl gegeben hatte, ‚eins‘ zu sein, war plötzlich alles mangelhaft. Alles fehlte. Die Lebensenergie, die wir dort erfahren hatten, die Freude, die Lust an der Veränderung, daran, uns selbst zu ändern und die Gesellschaft zu verändern, und die Hoffnung: Sie alle gingen mit der Zeit verloren. An ihre Stelle trat eine zerstörerische Energie. Erst fielen die Orte weg, denen ich mich zugehörig fühlte einer nach dem anderen. Im Juni 2015 gab es Wahlen, von denen wir dachten, sie würden etwas ändern, und genau an diesem Punkt fingen die Bomben an hochzugehen. In Diyarbakır, in Suruç, in Ankara, in İstanbul... Zwischen Juni 2015 und Dezember 2016 starben 423 Menschen bei Anschlägen. Dann kam 2017. Es hatte einen Putschversuch gegeben. Dem inneren und kollektiven Verfall, den wir seither erlebt hatten, zum Trotz, erfüllte es mich immer mit Stolz und Hoffnung, wenn ich an Gezi dachte. Gut, dass es ein Gezi gegeben hat. Gut, dass wir alle zusammen bis ins Mark gespürt hatten, dass eine andere Welt möglich war und das Gefühl zumindest für eine kurze Zeit voll auskosten konnten.

Warum ich nach Berlin gekommen bin? Ich brauchte Luft an einem Punkt, an dem ich spürte, dass ich nicht mehr atmen konnte. Ja, jetzt ersticke ich hier, aber in mir trage ich ein sehr tiefes Gefühl der Trauer. Ich habe mich in meinem Heimatland verloren und weiß nicht, inwiefern es Sinn macht, darauf zu hoffen, dass ich mich hier wiederfinden könnte. Ich muss es ausprobieren. Das Land, in dem ich geboren und aufgewachsen bin, gibt es nicht mehr. Ich fühle mich wie eines jener kleinen Mädchen, die in ihrem Mutterland nicht gemocht werden.

Eigentlich bin nicht ich gekommen, sondern jemand hat zu mir gesagt: *Geh jetzt*. Jemand anderes sagte: *Du musst hierherkommen*. So kam ich. Bin ich überhaupt gekommen?

Ich meine, mitten in der Luft zu hängen.

Einmal, als ich in Berlin mit der Bahn fuhr, verstand ich die deutsche Durchsage nicht und bemerkte nicht, dass ich aus dem Zug hätte aussteigen müssen. Alle anderen Menschen stiegen aus, nur ich blieb auf meinem Platz sitzen. Irgendwann schlossen sich die Türen. Die Anzeigen, auf denen man normalerweise die nächste und die darauffolgenden Stationen ablesen kann, erloschen. Schnell und ohne Halt fuhr der Zug durch mehrere Stationen und raste dann über Gleise, die an gar keiner Haltestelle mehr vorbeizuführen schienen. Da auch der Akku meines Smartphones leer war und keine einzige Anzeige im leeren Zug mehr brannte, wusste ich nicht einmal, wie spät es war. Ich befand mich in einem Zug, abgeschnitten von Zeit und Raum, ohne zu wissen, wo die Reise hinführen würde. Zumindest aber, das spürte ich, war ich in Sicherheit. So fuhr ich eine ganze Weile. Am Ende hielt der Zug am Olympiastadion und nahm Fans auf, die von einem Spiel kamen.

Wer weiß, wie oft und wie lange ich jetzt durchleben werde, was ich an jenem Tag 40 Minuten lang in jenem Zug erlebte?

Es sind neun Haltestellen vom Deutschkurs zur Wohnung. Entlang dieser neun Stationen verändert sich die Sprache, von Deutsch zu Arabisch, zu Türkisch, zu Persisch, zu Ukrainisch, zu Rumänisch, die Menschen ändern sich, ihre Gesichter ändern sich, die Plastiktüten in ihren Händen verändern sich, die Stimmen auch. Die Geschichten verändern sich. Ich frage mich nach der Geschichte jeder einzelnen Person, der ich in die Augen blicke. Ich interessiere mich nicht für Geschichten, die wie ein Gebet von Zunge zu Zunge weitergegeben und immer schon für wahr gehalten werden, ohne dass man sie je hinterfragte, sondern ich interessiere mich für die einzigartige, besondere,

persönliche Geschichte, die ein Mensch hat und die zu einer Brücke für ein gegenseitiges Verständnis werden kann. Seit ich denken kann, bin ich auf der Suche nach Geschichten. Also auf der Suche nach Menschen. Weil alles mit dem Menschen beginnt und endet. Wenn Verallgemeinerungen sich zu Fiktionen auswachsen, verlieren die eigentlichen Geschichten ihre Konturen. Ich brauche es, Wirklichkeit von Fiktion, Tatsachen von Annahmen und Hörensagen von Wahrheit zu trennen.

Ich sage mir still Rilkes Zeilen auf:

*Berge ruhn, von Sternen überprüchtigt; –
aber auch in ihnen flimmert Zeit.
Ach, in meinem wilden Herzen nächtigt
obdachlos die Unvergänglichkeit.¹*

DER WEG

Ich mache mich auf den Weg. 15. Mai 2020, vom Berliner Hauptbahnhof nach Ludwigsburg. Die Welt kämpft mit einer tödlichen Krankheit. Manche Menschen sind der Auffassung, vor dieser Krankheit seien alle Menschen gleich. Andere sagen, sie verschärfe vorhandene Diskriminierung. Verschwörungstheorien schwirren durch die Luft. Für eine sechsstündige Bahnfahrt nehme ich mir Bananen, Knabberzeug und Mineralwasser mit Kohlensäure mit. Dort, wo ich herkomme, trinkt man kohlensäurehaltige Getränke nur nach dem Essen. Hier, also in Deutschland, trinkt man sie rund um die Uhr. Nach dem Trinken verschließe ich die Flasche und erfreue mich an den kleinen Bläschen, die aufsteigen. Die Bläschen, meine Neugierde und ich machen uns auf den Weg. Keine Idee von sozialer Distanz, aber körperliche Distanz halten wir in diesem Abteil.

Alle sind misstrauisch.

Sollte Covid-19 tatsächlich eine Form von Gleichheit gebracht haben, dann ist es vielleicht diese.

Alle sind misstrauisch.

Meine Mutter ruft an.

„Wo liegt Ludwigsburg?“, fragt sie. Ich höre: „Bist du in Sicherheit?“

„Na, ich war doch letztes Jahr schon einmal dort“, sage ich. „An der ADK² also dieser Kunsthochschule, da haben wir doch mit jungen Menschen zu Gender gearbeitet. In der Nähe von Stuttgart.“ Ganz als würde eine kleine Stadt dadurch zu einem sichereren Ort, dass sie sich in der Nähe einer großen Stadt befindet. So wie kleine Kinder sich neben Erwachsenen aufreihen, in der Hoffnung, dass man ihnen dann auf der Straße auch ausweicht, verteidige ich Ludwigsburg mit Stuttgart...

„Es ist eine tolle Stadt. Und es gibt ganz viele Restaurants von Menschen, die aus der Türkei stammen.“ Und noch ein unterstützender Satz purzelt aus meinem Mund. Ganz als würde eine Stadt, in der ich neu bin, dadurch zu einem sichereren Ort werden, dass dort viele Menschen aus dem Land leben, das ich gerade hinter mir gelassen habe. Ich verspreche ihr, jeden Tag anzurufen und lege auf. Seit einer Weile herrscht in der Türkei corona-bedingt eine komplette Ausgangssperre für alle Menschen über 65 Jahren. Meine Mutter ist 66 Jahre alt. Bisher ist sie jeden Tag drei oder vier Stunden spazieren gegangen, jetzt ist sie gezwungen, rund um die Uhr Zuhause zu sitzen, aufgrund von Beschlüssen, von denen niemand weiß, wodurch sie motiviert worden sind.

„Wer ist hier im Exil?“ Die Frage schallt durch meinen Kopf. Ich, die in einem anderen Land eine sechsstündige Zugfahrt machen kann oder meine Mutter, die in ihrem eigenen Land ihre Wohnung nicht verlassen darf?

Ich rufe meine Großmutter an.

„Komm gut an“, sagt sie, „Mögen Vögel sich auf dem Weg vor dir niederlassen.“ Sie sagt: Möge es so angenehm und ungefährlich sein, wo du hinreist, dass nicht einmal Vögel aufgeschreckt werden, und ich höre: Gib gut auf dich acht. Dann legt sie einen Satz in mein Ohr, an den ich seit frühester Kindheit gewöhnt bin, ohne je verstanden zu haben, was genau er bedeutet. Manchmal muss man eine Sprache nicht verstehen, um nachzuvollziehen, was ein Mensch sagt. Es ist ein so runder, weicher Satz aus dem Mund meiner Großmutter, er wird ganz sicher etwas sehr Sanftes, Liebevolleres beinhalten. Was auch immer sie da sagt, ich höre: „Ich liebe dich, mein Kind.“

„Mach dir keine Sorgen, hier läuft alles, wie es soll“, sage ich.

In Wirklichkeit hatte ich mir erst vergangene Woche ernsthafte Gedanken darüber gemacht, ob ich hier je an meine Medikamente kommen würde. Denn verschrieben hatte sie mir ein Arzt in Istanbul. Die Berliner Apotheken nehmen aber nur Rezepte an, die in Deutschland ausgestellt wurden. Die Cargo-Firmen transportieren keine Medikamente von Istanbul hierher und ich hatte keine Versicherung, um in Berlin zu einer Ärztin zu gehen. Irgendwie, und zwar auf eine Weise, die wirklich nur Menschen kennen können, die neu in Berlin sind, gelang es mir, an meine Medikamente zu kommen. Dabei bekam ich Unterstützung von Berliner*innen, die anderswo auf die Welt gekommen und zu unterschiedlichen Zeiten hergekommen sind. Ich kam an meine Medikamente dank der Generationen von Menschen, die vor mir hergekommen sind und wer weiß was für Schwierigkeiten überstanden haben. Vielleicht ist die einzige Verbindung, die zwischen diesen Menschen und mir besteht, die, dass wir aus der gleichen Region kommen. Wir sind weder unter ähnlichen Umständen auf die Welt gekommen, noch haben wir vergleichbare Wege zurückgelegt, und vermutlich sprechen wir nicht einmal eine annähernd vergleichbare Sprache, aber wir erkennen einander an unserem Leid, an den Schwierigkeiten, mit denen wir zu tun haben, an unserer Resilienz und an unserer Leidenschaft fürs Leben. Russische, polnische und türkeistämmige Migrantinnen, die weit früher als ich nach Berlin gekommen sind, werden zu meiner Zunge, meiner Stimme, meinen Augen, meiner Hand, meinem Arm.

Ich muss an die Nachtdemo zum Frauenkampftag am 8. März denken, die ich in Istanbul nicht ein einziges Mal ausgelassen habe. Jedes Jahr kamen Tausende von Frauen aus unterschiedlichsten gesellschaftlichen Gruppen zusammen, um einander zu stärken. Es waren fantastische Nächte, an die ich mich da erinnere. Dann sehe ich einen Slogan vor Augen, den ich von dort kenne.

„Die Heimat der Frau ist die Frau.“

Wie viele Gesichter hat eine Stadt? Wie viele Wege gibt es in einer Stadt, um an das zu kommen, was man braucht? Kann in Istanbul ein Mensch, der von außerhalb kommt, in letzter Zeit überhaupt noch ein verschreibungspflichtiges Medikament auf ein Rezept bekommen, das im Ausland ausgestellt wurde? Mir wird klar, dass wir uns manche Fragen wirklich nur dann stellen, wenn sie uns zustoßen. Es gibt ein türkisches Sprichwort:

„Wer vom Dach gestürzt ist, weiß, was es heißt, vom Dach zu stürzen.“

Ich fühle diesen Ausdruck mehr als zuvor. Istanbul, Berlin, Moskau, New York, Paris... Es gibt diese Weltstädte, die alle Menschen kennen. Dann gibt es Städte, die nur die Menschen kennen, die sie kennen müssen.

Im Zug riecht es nach Kaffee, Bier und Backwaren. Jedem Wald, durch den wir rauschen, sträubt sich das Nackenhaar, die Bäume werden nach links und rechts geschüttelt. Menschen steigen ein, Menschen steigen aus. Das Misstrauen bleibt. Es sitzt in diesem Zug, in den Augen der Menschen, in unseren Leibern. Auf den Lederbezügen der Sitze muss man schnell schwitzen.

Ich checke Twitter und Instagram. Es gibt Nachrichtenberichte über Covid-19, Live-Streams zu Ideen, was man Zuhause so alles machen kann. Leute schreiben, dass der Stillstand ihnen mal richtig gut bekommt, andere fragen, wie sie wirtschaftlich durchkommen sollen, andere erzählen Geschichten von Menschen, die sie verloren haben.

Die Welt hat einen Herzinfarkt.

Der Zug aber fährt weiter vorwärts. Ich schaue mir die Reiseunterlagen an. Alles ist auf Deutsch. Ich versuche, so viel zu verstehen, wie ich im Deutschkurs bisher gelernt habe. Aber halbe Informationen reichen mir nicht, ich lege die Broschüre weg.

Ich denke ans Exil. Bin ich im Exil?

EXIL

Bin ich im Exil?

Wenn jemand mir das sagt, tut es mir weh. Wenn ich es mir selber sage, kommt es mir logisch vor.

Mir kommt das englische Wort in den Sinn.

EXILE

Es erinnert mich an ein anderes.

EXHALE

Ich setze meine Kopfhörer auf und höre einer Frau zu, die eine syrische Armenierin ist: Lena Chamamyán.

Das Lied „*Akber Elaán'oud*“ fängt an.

Der Himmel färbt sich um, von blau zu rot, er leuchtet, wie die zuckende Eingangsmelodie auf der Zither Kanûn, dann steigt Lena Chamamyáns schwere, schwere Stimme auf.

Loop.

„*Ach*“, sagte sie, „*Ach! Deine Stimme klingt wie Musik.*“

INHALE

Ich steige aus. Jakob holt mich ab, mit einer Maske im Gesicht. Ich grüße ihn, mit einer Maske in meinem Gesicht. Ich lache. Meine Augen verengen sich und sofort sieht man seitliche Fältchen. Jakob lacht ebenfalls. Seine Stimme klingt fröhlich.

„*Wie war die Reise?*“

Diese alltägliche Frage trägt in unserer Zeit ganz neue, andere Bedeutungen in sich.

„*Ziemlich gut*“, sage ich. „*Niemand hat einander berührt.*“

Ich denke an die „normalen“ Zeiten. Haben sich hier vor der Pandemie überhaupt die Menschen je berührt?

„*Den Namen Jakob habe ich schon oft gehört*“, sage ich. Dabei geht mir durch den Kopf, dass in jedem Film über den Zweiten Weltkrieg, die ich dutzendweise angeschaut habe, immer ein Jakob vorkam. Ich rufe mir in Erinnerung, dass ich aber zum ersten Mal in meinem Leben vor einem dreidimensionalen Jakob stehe. Und damit beschäftigt bin, die Assoziationen zu verscheuchen, die sich in meinem Kopf über den Namen gelegt haben.

„*Leute aus der Türkei nennen mich Yakup*“, sagt er.

Der Name Jakob hat für uns beide ganz unterschiedliche Konnotationen.

Am Bahnhof ist es sehr ruhig. Vor genau einem Jahr bin ich zum ersten Mal hier angekommen. Es war auch damals ruhig. Ludwigsburg empfängt mich. Ein Jakob und die Ruhe holen mich ab.

Wir holen ein Fahrrad in einem Fahrradladen direkt am Bahnhof ab, das mir den nächsten Monat über eine treue Genossin sein wird.

„*Eigentlich*“, sagt er, „*bätten wir jetzt sehr viele Veranstaltungen, aber wegen Corona...*“

Wir verlassen den Bahnhof und treten auf die Einkaufsstraße, die rechts und links von Geschäften gesäumt ist. Hier geht es lebendiger zu als am Bahnhof. Das Wetter ist sonnig, die Menschen sind distanziert und tragen Masken. Im Laufen zeigt mir Jakob die Umgebung und erzählt, was er für die nächsten Wochen geplant hat.

„*Dieses Gebäude müsstest du kennen, die ADK*“, sagt er.

„Ja, ich erinnere mich daran.“ Die Akademie bietet Durchgänge zwischen zwei befahrenen Straßen für all diejenigen, die sich einen ruhigen Weg wünschen. Ihre Rasenfläche lädt zum Sitzen ein und der Baustil ist erfrischend. An diesem Ort der Stadt bemerkt man vor allem junge Menschen. Kurz hinter der Akademie liegen das Forum am Schlosspark und die Bärenwiese. Wir setzen unseren Spaziergang dort fort. Jetzt sieht man mehr Familien als vorher. Wohin ich auch schaue, sehe ich Menschen, die Zeit mit ihren Kindern verbringen.

Dann gehen wir auf der von riesigen Bäumen gesäumten Königsallee, die auch als Längenmaß diente. Ich mag den Gedanken, dass dieser Boulevard quasi als Maßeinheit genutzt wurde. Eine Idee, die man eher lyrisch veranlagten Menschen unterstellen würde, war hier im Alltag verankert: Die Königsallee ist genau 1000 Meter lang. An ihr stehen mehr als 300 Lindenbäume, manche von ihnen sind älter als 200 Jahre. Ich stelle mir vor, dass der Name Königsallee ausreichen würde, um eine langatmige, vielfarbige und aufregende, große Liebe zu schildern.

„Ich werde warten wie ein Lindenbaum an der Königsallee / auf den Tag deiner Rückkehr...“

Hindenburgstraße 29, Karlskaserne.

In diesem Gebäude liegt das Zimmer, das ich einen Monat lang bewohnen werde. Die meisten der großen Gebäude ähneln einander bis aufs Haar. Sie sind aus rotem Ziegelstein gebaut und stehen ordentlich aufgereiht nebeneinander. Sie wirken wie Soldaten. Dabei ist das hier eine Kultureinrichtung. Außen soldatisch, innen libertär. An den Gebäuden sind Zahlen angebracht.

1907

Das ist die Nummer des Gebäudes, in dem ich untergebracht bin und gleichzeitig das Gründungsjahr meiner Fußballmannschaft, Fenerbahçe Istanbul. Für einen Moment überlasse ich mich der Erinnerung an einen Spieltag in Kadıköy in Istanbul. Mein Vater war ein Soldatensohn und ich erinnere mich, wie er mich zu einem Fußballspiel mitnahm. Alles war gelb-grün. Die Menschenmassen schoben einander in Richtung Stadion. Ich war das einzige Mädchen, soweit ich sehen konnte. Mein Vater schenkte mir einen Schal in einem fantastischen Zitronengelb. Darauf stand „Forza Fener“. Er nahm mich auf seine Schultern, damit ich die Menge besser überblicken konnte.

„Sie haben das Stadion jetzt Şükrü Saraçoğlu Stadion genannt, aber eigentlich heißt es Priesterweide“, sagte er. Damals seien Jugendliche auf der Weide, die dem Priester gehörte, Fußball spielen gegangen und hätten eine Mannschaft gegründet. Daraus sei unser Team geworden, Fenerbahçe.

Wer war der Priester? Wo sind die Priester jetzt?

Jakob zeigt mir die Schlüssel. Er gibt mir einen Schlüssel für den Haupteingang und einen für mein Zimmer. Es ist ein recht großes, helles und hübsches Zimmer, das normalerweise Gruppen zur Verfügung steht, die für Festivalauftritte herkommen. Ich richte mich in dem bequemen Zimmer in dem Gebäude ein, das von außen soldatisch und von innen libertär ist. Ich setze mich auf einen schwarzen Ledersessel und atme tief durch. Ich schaue aus dem Fenster. Die Glocken der Friedenskirche läuten. Es ist 18:00 Uhr.

Wer war der Priester? Wo sind die Priester jetzt?

Merhaba und „Identity is a weird thing“

Liebevoll suchen die Fragen auf meiner Zungenspitze eine*n geeignete*n Ansprechpartner*in. Ich spüre ein tiefes Verlangen danach, meine Fragen unaufgeregt anderen Menschen näherzubringen, statt mich in den Empörungen und Verwerfungen zu verlieren, denen die Menschheit ausgeliefert zu sein scheint. Ich glaube daran, dass die Antworten, die ich erhalte, mich stärken und mir den Weg weisen können wie der Polarstern auf einer Waldwanderung bei Nacht oder die moosbewachsenen Seiten der Steine, die nach Norden weisen bei Tag. Eine weitere Stimme aus meiner Kindheit, aus Adana; dieses Mal flüstert meine Tante mir ins Ohr:

„Von Menschen verursachten Schmerz können nur Menschen lindern.“

Zwischen den Ruinen meines Geistes und der Geschichte huscht eine Frage umher, kurz taucht sie auf und ist sofort wieder weg, wie die leichte Gänsehaut, die der Regenfall verursachen kann. Ich werde diese Frage nicht alleine beantworten können. Vielleicht kann ich sie mit den Menschen beantworten, indem ich sie höre, ihnen zuhöre.

„Wo ist mein Platz in der Erzählung dieser Welt?“

Ich schaue in die Vergangenheit. Ich sehe, eher verschwommen, meine Gesichtszüge. Frauen, deren Geschichten unvollendet blieben. Frauen, deren Geschichten in der Mitte abgeschnitten wurden. Wenn wir Glück haben, sind uns von ihnen ein paar Bücher geblieben und vielleicht das ein oder andere Bildnis, das ihre Züge darstellen soll. Einen wie großen, übermäßigen Anteil von dem, was wir über die Welt wissen, haben wir von Männerstimmen gehört? Sind wir Strafgefangene des männlichen Blickes? Das Schweigen der Frauen, dieses zum-Schweigen-gebracht-worden-sein, lässt mich immer wieder erschauern.

Wo ist mein Platz in der Erzählung dieser Stadt?

Ich streife durch die Straßen Istanbuls. Ein Gesicht, ein Name. Wo sind die Frauen, die in dieser Region gelebt und geschrieben haben, die etwas von diesem Schmerz des Menschseins in sich trugen, der mich auszeichnet, wenngleich sie sicher eine andere Wahrnehmung hatten als meine? In der Geschichte der Frau, die feministische Frauen mit viel Mühe und Akribie schreiben wollen, gibt es auch Seiten, die leer gelassen worden sind, und zwar von Frauen. Es gibt aber auch verschüttete Erzählungen, die mit viel Ausdauer zusammengetragen wurden. Ich suche meine Geschichte auf diesen leeren Seiten, ich suche sie in den mühsam zusammengetragenen Erzählungen.

Wo sind die Frauen an dem Ort, an dem ich lebe?

Diese Frage kam mir in den Sinn, als wir an der Sabancı Universität im Fachbereich Gender Studies das Projekt „Cins Adımlar“ durchgeführt hatten. Es ging um bescheuerte, verstörende Schritte durch den Stadtraum, immer gegenderte Schritte. War es möglich, mit den freiwillig teilnehmenden jungen Menschen einen Blick auf unsere Stadt aus der Perspektive der Gendergerechtigkeit zu werfen? Wie gut kannten wir die Stadt, in der wir lebten? Wussten wir, was sich in den Gebäuden, auf den Straßen, in den Parks und auf den Plätzen alles abgespielt hatte, an denen wir im Alltag vorbeikamen? Wessen Geschichten mit diesen Orten verbunden waren? Konnten wir sehen, wie sich die Leerstellen im kollektiven Erinnern als Schweigen auf die Räume, Straßen und Parks der Stadt auswirkten? Wir machten uns auf den Weg, sprichwörtlich, um genderkritische Erinnerungs-Spaziergänge auszurichten mit denen wir diese Beziehungsgeflechte besser verstehen und die Spuren des unsichtbaren Gedächtnisses der Stadt ausfindig machen wollten. Wir wollten neue Perspektiven auf die Stadt und auf uns selbst ermöglichen. Wir wollten das individuelle und historische Erinnern der Stadt, in der wir lebten, rekonstruieren und die in der offiziellen Geschichtsschreibung leer gelassenen Seiten füllen. Wir wollten die Geschichten der Menschen finden, die ignoriert wurden, wir wollten sie schreiben und erzählen. Seit 2016 arbeiten wir zusammen. Einer der wichtigsten Bezugspunkte in unserer Arbeit in Istanbul war das dortige Frauenmuseum. Dank des Museums bin ich auf die Geschichten Hunderter von Frauen gestoßen, von denen ich vorher nichts wusste.

Alles begann mit einer sehr einfachen, aber grundlegenden Frage:

Wo sind die Frauen?

Mein Kopf geht wieder auf Zeitreise. Ich denke an den Tag, an dem mir diese Frage geschenkt wurde. Während wir eine Ausstellung in Istanbul besuchten, stellte Ayşe Gül Altınay mir mit einem freigelegten, tollen Lächeln diese Frage.

Sie war das sinnvollste Geschenk, das ich in meinem Leben bekommen habe.

Damals, als ich noch nicht den Mut hatte, mich als Feministin zu bezeichnen, sagte sie mir, ich sei eine der besten Feministinnen, die sie kenne. Ich war verblüfft.

Was heißt denn Feministin?, fragte ich sie,

und sie sagte: *„Es heißt, der Frage zu folgen, wo die Frauen sind.“*

Wo sind die Frauen?

Seither begleitet mich diese Frage überall, wohin ich gehe. In jeden Film und in jedem Buch, das ich lese, ist sie bei mir.

Das schönste Geschenk meines Lebens.

Auch jetzt, hier in Ludwigsburg, möchte ich diese Frage, oder diese Fragen, allen Menschen stellen, denen ich begegne. Ich möchte die Fragen, die ich mir selbst gestellt habe, in Ludwigsburg anderen Menschen stellen. Ich suche nach einer Sprache für unsere Erzählung. Ich möchte an unserer Erzählung schreiben. Zuerst die Geschichte feminisieren, dann genderlos machen und endlich zu einer Geschichte der Menschen umgestalten.

Ich frage mit einem Begehren, das sich weniger auf die Antworten richtet, als darauf, zu sprechen, ich höre, ich höre zu.

Wo ist dein Platz in der Erzählung dieser Welt, in der Erzählung dieser Stadt?

Ein sehr alter und riesiger Baum steht mitten auf dem Hof der Karlskaserne, ragt in den Himmel, der seine Unabhängigkeit von allem bewahrt, was ihn umgibt, und wenn ein Wind weht, wiegt er sich hin und her, wie Schmetterlinge flattern, die ihre Richtung nicht finden. Immer, wenn ich in den Hof der Karlskaserne trete, fühle ich mich, als wäre die Zeit verlangsamt. Still spaziere ich zwischen den Seelen von Menschen, deren Geschichten nie aufgeschrieben wurden, deutschen und amerikanischen Soldaten, Pferden und Geflüchteten. Ich gehe davon aus, dass die Person, die auf der Bank unterm Baum sitzt, Annika ist. Annika ist die erste Person, die bereit ist, mit mir zu reden. Sie ist Mitte zwanzig, eine schnörkellose, natürliche junge Frau.

„Merhaba“, sage ich. Annika sagt: „Hello.“

Daraufhin sage ich auf Englisch: „Danke.“

Ich schaue sie an, ohne den Blick abzuwenden. Sie weicht meinem Blick aus, sie presst die langen Ärmelenden ihres Sweaters in ihre Handflächen. Sie schaut auf einen weit entfernten Punkt. Dann schaut sie wieder mich an. Dann auf den Boden, dann in die Ferne.

„Wir können beginnen, wann immer du magst“, sage ich.

„Ist mir egal“, sagt sie. Sie starrt wieder auf den Beton.

Ich drücke den Aufnahmeknopf.

Annika (äußere Stimme)

Hmmmmmm

Tut mir leid, vielleicht ist das jetzt verwirrend, aber ich glaube, Identität ist eine ganz schön komplexe Angelegenheit.

Also, es gibt ja verschiedene Arten, darauf zu schauen.

Uuuuuunnd....

Ich kann mich ja über bestimmte Aspekte irgendeiner Sache definieren, ohne mich jetzt völlig mit dem Ganzen zu identifizieren

Grundlegende Sachen.

Zum Beispiel Gender.

Ich definiere mich als Frau

körperlich

geistig

auch emotional

aber

nicht immer gesellschaftlich.

Die Leute schauen auf das, was ich anhab', und lesen mich nicht als Frau.

Also, das ist mir schon passiert.

Ebru (innere Stimme)

Wie alt ist Annika wohl?

Annika (äußere Stimme)

Manchmal sprechen sie mich im Zug als Mann an, wegen meiner Kleidung.

Und das ist mir völlig egal.

*Manchmal macht es mich auch glücklich, denn ich glaube nicht, dass ich mich auf eine bestimmte Weise benehmen muss, um als irgend-
etwas gelesen oder definiert zu werden.*

Ich finde einfach nur, dass Definitionen dehnbar sein müssen.

Oder sagen wir lieber... fluide? Irgendwie...

also...

(plötzlich stoppt sie)

Identität ist eine weirde Sache.

(sie lacht)

(sie lacht)

(sie lacht)

Es ist seltsam, dass Leute dich angucken und dich in eine Schublade stecken, oder sagen, dass du schlecht bist.

So wie zum Beispiel die Leute eine Frau und einen Mann irgendwo entlang gehen sehen und denken, das wäre ein heterosexuelles Paar.

Vielleicht sind sie gar keins.

Vielleicht sind sie gar kein Paar, vielleicht haben sie nicht die Gender, die man ihnen anzusehen scheint.

Vielleicht sind sie ja ein Paar, aber nicht heterosexuell.

Ich weiß das, weil die Menschen mich für heterosexuell halten, aber ich bin es auf gar keinen Fall.

Ich bin bisexuell.

Gerade bin ich mit einem Mann zusammen und die Leute

denken

„Ja, das ist ein heterosexuelles Paar.“³

Und das ist alles.

Ich würde mich einfach niemals als straight definieren.

Ich lass es nicht zu, dass mein Begehren auf diese Weise eingeengt wird, also dass es auf nur diese Weise begrenzt wird.

Deswegen ist Identität für mich etwas Seltsames.

Meine Identität lässt sich nur schwer in eine Schublade stecken und labeln.

Manchmal label ich mich auch selber.

Zum Beispiel könnte ich mich labeln als

„Feministin“

oder

„Autorin“

oder

„kritische Denkerin“

Ich glaub, irgendein Label hat ein Mensch immer.

Also...

zum Beispiel

Wenn ich sage,
„Ich bin eine Feministin“,
dann

sagen die Leute:

„Ob! Dann hasst du ja Männer.“

(sie lacht)

Also, ich hasse ja nicht alle... Nur manche...

(sie lacht)

(sie lacht)

und das aus Gründen natürlich

(sie lacht)

Es ist komplex.

(Sie stoppt abrupt)

Sich selbst eine Identität zuzuschreiben ist schwer, weil die Leute sofort ihre eigenen Gedanken zu dieser Identität auf dich projizieren und gar nicht mehr darauf achten, was du sagst.

Ich glaub, wir alle sollten unsere Identitäten offener und fluider halten?

Egal, ich bin sowieso überall im Leben.

Ebru (innere Stimme)

Ich bin sowieso überall im Leben.

Annika (äußere Stimme)

Eigentlich bin ich nicht aus Ludwigsburg.

Ich arbeite hier.

Ich verbringe acht Stunden pro Tag und fünf Tage pro Woche hier.

Ich glaube, das ist wichtig. Oder?

Ich mag diese Stadt wirklich. Es gibt so viel Grün und ich finde, das ist wichtig.

Es gibt Kultur und Barockarchitektur, zum Beispiel das Schloss.

Es gibt den Märchengarten, wo meine Eltern mich und meine Schwester hingebracht haben, als ich klein war.

Wir durften meistens zweimal im Jahr hin.

Es war immer der gleiche Garten, aber es war jedes Mal schön, ihn zu sehen.

Ich möchte hier gern studieren.

*Ich glaube, ich werde mich niemals mit einer Stadt identifizieren, denn ich möchte nicht am gleichen Ort
bleiben.*

Ich möchte andere Städte sehen.

*Ich mag es, runde Aussagen über mich zu treffen. Zum Beispiel sage ich gern, dass ich
vom Land komme.*

Aus einer walddreichen Gegend.

*Warum sollte ich mich mit einer Stadt identifizieren? Es gibt so viele von diesen Städten
Findest du nicht?*

Es gibt keine große Community in Ludwigsburg, mit der ich mich identifizieren könnte.

Es gibt kleine Communities.

Ich weiß echt nicht, ob es hier überhaupt eine LGBTI+ Community gibt.

Ob es einen CSD gibt.

(Sie hält inne)

Ich glaub für den Pride fahren die Leute nach Stuttgart. Oder?

(Sie hält inne)

Ich glaube, statt hier eine Community aufzubauen, fahren die Leute dorthin.

Es ist glaub ich leichter, solche Communities an größeren Orten aufzubauen.

In so einer Kleinstadt bist du sofort „die eine Lesbe“, die jeder kennt, wenn du LGBTI+ bist.

(sie lacht)

(sie lacht)

Ebru (innere Stimme)

Die eine Lesbe war ich. Also eigentlich eher „das jungenhafte Mädchen“, mit dem irgendwas war. Und dabei waren wir noch nicht einmal in einer Kleinstadt. Wir waren in Istanbul. Ich war dreizehn oder vierzehn Jahre alt und Basketball hatte mir das Leben gerettet. Wenn du Sportlerin bist, ist es für die Leute nicht so wichtig, was dein Gender ist. Dabei kann ich mich noch erinnern, dass in Adana, wo ich geboren wurde und was ja viel kleiner ist als Istanbul, die Leute nicht so große Probleme damit hatten, was ich für eine war. In Adana hat mich niemand gefragt: „Bist du Junge oder Mädchen?“ Niemand hat mir gesagt, dass ich nicht Fußball spielen darf, weil ich ein Mädchen bin. Na ja, ein paar Jungs haben es gesagt, aber die hatten einen Trainer namens Gökhan, und der hat mich zum Training eingeladen und dann haben sie aufgehört, was zu sagen. Trotzdem ist es immer noch überraschend für mich, heute hier in der

Idylle Ludwigsburgs von einer jungen Frau wie selbstverständlich das Wort „Lesbe“ zu hören. Also eigentlich zucke ich ja immer zusammen, wenn ich das Wort irgendwo höre. Wo hab' ich das Wort überhaupt zum ersten Mal ganz entspannt aussprechen können? Annika müsste Mitte zwanzig sein. Ich bin vierzig. Ich glaube, dass ich das Wort bis heute weder im Freundinnenkreis, noch in der Familie, noch in Europa, der „Hauptstadt der Freiheit“, entspannt aussprechen kann. Ich tue es, aber immer zucke ich ein ganz klein wenig zusammen. Die Augen, die sich auf mich richten. Die Assoziationen, die das Wort mit sich bringt. Die Verantwortung, die diese Assoziationen mit sich bringen. Ich kann das einfach alles nicht entspannt annehmen.

Annika (äußere Stimme)

In der Schule gab es eine trans Schülerin und alle, wirklich alle, wussten „über sie Bescheid.“

Das ist ein bisschen grausam, oder?

(hält inne)

Ebru (innere Stimme)

Ja, das ist grausam. Ich glaube, Grausamkeit braucht keine Verdolmetschung. Grausamkeit beherrscht leider alle Sprachen: Türkisch, Deutsch, Arabisch, Englisch... Ich glaube, man versteht sie in jeder Sprache.

Annika (äußere Stimme)

Wenn du in einer Großstadt lebst, bist du nie die einzige Person.

Es wird immer andere „Abnormale“ und „Freaks“ geben.

Trotzdem, auch wenn die gesamte Minderheit zusammenkommt, wird die erdrückende Mehrheit des Normalen immer noch da sein.

(Sie hält inne)

Na, und deswegen ist es schwer zu sagen, wer welche Identität hat.

Die Leute nehmen erstmal an, dass alle „normal“ sind.

(sie lacht)

Deswegen ist es wichtig, jede Art von Diversität zu zeigen und zu unterstreichen.

Lass uns offen sein und stolz sein.

Kann eine Stadt nur ein einziges Gesicht haben?

(Plötzliche Pause)

Also es kann ja sein, dass es ein nerviges Riesengesicht gibt und die anderen Gesichter so ein bisschen im Schatten stehen. Aber es gibt immer auch die kleineren Teile.

Es ist wichtig, die zu betonen.

Ich glaube nicht, dass es eine wichtige Frau gibt, die in dieser Stadt gewohnt hat.

(Sie hält inne)

Aber ich habe noch nie darüber nachgedacht.

(Sie hält inne)

Aber es muss eine geben! Oder?

(sie lacht)

(wir lachen)

Ebru (innere Stimme)

Du hast Recht. An einem Ort muss es mindestens eine Frau geben. Du hast Recht.

Annika (äußere Stimme)

Man kann ja gar nicht davon ausgehen, dass all die Frauen, die hier gelebt haben, nichts Wichtiges gemacht haben.

Die können doch nicht alle Hausfrauen gewesen sein.

Was ich sagen will, selbst wenn sie nur Hausfrauen sind, können sie ja trotzdem ein spannendes Leben gehabt haben?

(sie hält inne)

Es muss mindestens eine Person geben.

Oder?

(wir lachen)

(wir lachen)

(wir lachen)

Ich weigere mich zu glauben, dass es keine gegeben hat.

Wenn ich an die Geschichte denke, kommt mir nur so eine Art Königstochter oder Königsfrau in den Sinn.

Wer hat in diesem Schloss gelebt?

Da muss eine interessante Person dabei sein, oder?

(wir lachen)

Wir sprechen über Frauen, indem wir sie nur durch ihre Beziehung zu einem Mann definieren.

(sie hält inne)

Das ist traurig.

(Stille)

Das ist echt traurig.

Als das Interview vorüber ist, presst Annika wieder ihre Sweaterärmel in ihre Handflächen und beugt ihren Kopf nach vorne. Während die Aufnahme lief, hat die junge Frau fast ohne Zögern gesprochen. Jetzt schweigt sie. Das Rauschen der Bäume legt sich über den Platz, der vor Schweigen leer steht. Der Frühling brennt förmlich in meiner Nase.

Annika bedankt sich und steht vom Tisch auf. Ich steige auf mein Fahrrad. Ich trete ziemlich schnell in die Pedale, um zu dem **Märchengarten** zu kommen, von dem sie sagte, dass sie ihn ein- oder zweimal pro Jahr besuchen durfte. Ich folge dem Duft der Rosen. Ich muss über die Königsallee und die Bärenwiese, dann an der Gartenschau Blüten des Barock vorbei. Die Marbacher Straße runter bis kurz hinterm Café Rosengarten.

Der Märchengarten

Geschlossen. Corona. Sicherheit. Gesundheit. Geschlossen.

Ich finde eine Bank und setze mich darauf. Ich denke an die Märchen. An die Märchen, die uns erzählt wurden und die wir weitererzählen.

Zutaten für ein klassisches Märchen:

- + eine junge Frau in schwerer Not
- + eine böse Hexe (möglichst hässlich, mit langer Nase und voller Neid)
- + Ein hochmotivierter, gutaussehender, gepflegter Prinz, der seinem künftigen Heldenstatus hinterher bechtet.
- + Eine Gruppe sympathischer, hilfsbereiter und irgendwie nicht ganz einzuordnender Wesen, Tiere, Pflanzen, abnorme Individuen.
- + Ein glückliches Familienleben im trauten Heim, das entsteht, sobald das Übel abgewehrt wurde...

Ich schaue auf das Schloss, der Duft der Blumen umgibt mich, mein Kopf ist voller Märchen.

Diyarbakır.

Daran muss ich denken. Ich erinnere mich an einen Workshop, in dem Frauen aus Diyarbakır mit Kindern daran gearbeitet haben, dass die Kinder ihre Märchen umschreiben. Schneewittchen und die sieben Zwerge. Nachdem sie den Kindern das Märchen einmal in seiner klassischen Form erzählt haben, bringen sie die Handlung bis zu dem Punkt, an dem Schneewittchen einschläft, und sagen den Kindern, dass sie eine Fortsetzung und ein Ende schreiben können, wie es ihnen gefällt.

In keinem dieser von Kindern geschriebenen Märchen wacht Schneewittchen durch einen Kuss eines Prinzen auf. Die Kinder schreiben ganz andere Geschichten. Eine von ihnen gefiel mir ganz besonders. In dieser Version wird Schneewittchen es leid, die ganze Zeit zu schlafen und sie wacht von selbst auf. Dann geht sie im Wald spazieren. Vielleicht hatte Schneewittchen sich dafür entschieden, in einen Schlaf zu verfallen, weil alles um sie herum so erdrückend und langweilig war und jetzt war die Zeit gekommen, um aufzuwachen und die Dinge zu verbessern.

Ein einziger Moment kann in sich die Saat der Veränderung für die kommenden Jahre, fast für die gesamte Welt, beinhalten. Ein kindlicher Geist, der sich vorstellt, dass Schneewittchen von alleine aufwacht und einfach im Wald spazieren geht, ist vielleicht einer dieser Momente.

Die Einwohner*innen der Stadt

Ich steige aufs Rad. Ich möchte zum Neckar fahren, den ich auf der Karte gesehen habe. Ich verfare mich. Jetzt bin ich allein mit meiner Intuition. Ich sehe ein Eichhörnchen. Es ist ganz still und schaut sich um. Ich lege mein Fahrrad hin und beobachte es. Ich nehme es auf Video auf. In diesem kräftigen Rotton, der ein wenig ins Kaffeebraune spielt, steht es mitten auf dem Weg und schaut mich an. Ich erwarte jeden Moment, dass es fortspringt. Es steht still da, als würde es meditieren. Still wie die frühen Morgenstunden. Dann hat es genug von mir. In aller Eleganz und ohne jeden Anflug von Eile setzt es seinen Weg fort. Ich suche nach einer Sprache. Um es zu verstehen und mich zu erklären. Ich möchte es fragen.

Sagen Sie, wo haben Sie nur diese Ruhe her?

Es dreht sich um und schaut mich an, als habe es die Frage gehört. Vielleicht hat es die Ruhe ja nicht gefunden, sondern selbst geschaffen. Selbstgemachte Ruhe. Das dritte Lebewesen, mit dem ich in Ludwigsburg Bekanntschaft schließe, ist dieses reife Eichhörnchen.

Ich habe bisher eine so große Klarheit darin erlangt, zurückzuweisen, was ich nicht will, dass mir nie in den Sinn gekommen ist, zu fragen, was ich will. Ich bin auf die Straße gegangen gegen das, was ich nicht will. Immer wieder. Ich habe Artikel verfasst gegen das, was ich nicht will. Ich habe Petitionen unterzeichnet gemeinsam mit Menschen, mit denen ich nur die Ablehnung gegen das teilte, was ich nicht will.

Das Eichhörnchen weiß, was es will. Ich glaube, das Eichhörnchen ist glücklich. Ich glaube, das Eichhörnchen ist frei.

Glücklich in der Türkei. Frei in Deutschland. Frei in der Türkei. Glücklich in Deutschland.

Wer kann schon wissen, was wo das jeweils andere ersetzen wird. Was aber wann und wo an die Stelle von etwas anderem treten wird, wer kann das schon sagen? Wir wissen nur, oder spüren doch zumindest, dass immer etwas etwas anderes ersetzt.

Ich setze mich ans Flussufer. Mit mir setzen sich Erzählungen aus meinem Land, Erzählungen der Welt. Seit ich verstanden habe, dass es mich langweilt, nur Gefäß für Erfahrungen zu sein, die andere vor mir gemacht haben, versuche ich so oft wie möglich meine Umgebung zu beobachten, als wäre mein Geist eine Tabula rasa⁴. Ich beobachte Ameisen. Wie auf eine Schnur gereiht wandern sie. Ich schaue auf den Fahrradweg, der unmittelbar hinter mir entlangläuft. Von einem Hügel herab fahren Menschen auf Fahrrädern, streng hintereinander, aufgereiht wie die Ameisen. Ich wende mich wieder der Ameisenlinie vor meiner Nase zu. Ich bewundere ihre Problemlösungsmethode. Eine Ameise ist ausgeschert und stößt ein Stückchen Brot an. Die anderen Ameisen in der langen Marschreihe merken nichts davon, dass sich eine von ihnen entfernt hat. Ich bemerke noch ein paar andere Ameisen, die sich von ihrer Familienlinie oder ihrer Herde entfernt haben. Sie, die aus der Herde ausgeschert sind, haben es nicht eilig. Aber sie haben es schwer. Eilig nicht. Es sieht ganz so aus, als würden sie nicht gemeinsam mit den anderen heimkehren. Wenn sie heimkehren, falls sie es schaffen, heimzukehren, werden sie andere Nahrung mitbringen. Vielleicht kehren sie auch nicht heim und niemand wird jemals ihre Geschichte erfahren.

Oder aber...

„Ich, Ebru Niban Celkan, bin Zeugin vierer Ameisen, die gegen Ende Mai 2020 auf dem Otto-Konz-Weg am Neckarufer, rund 300 Meter links vom Freibad Hobeneck, ihre Kolonne verließen. Ich kann nicht sagen, welche von ihnen heimgekehrt ist und welche nicht, habe aber gesehen, dass sie sich von der Herde entfernten, um bessere Nahrung oder doch zumindest größere Stücke derselben aufzulesen.“

⁴ John Locke war der Auffassung, dass die Vernunft der einzige Wegweiser im Leben eines Menschen sei. Ein Mensch soll sich der Vernunft bedienen, um sich jeden Ballasts oder Drucks durch Traditionen und Autoritäten zu entledigen und sich für das freie Denken zu entscheiden. Für Locke ist freies Denken eines der wichtigsten Mittel, um progressive Entwicklung in einem Menschenleben und in der Gesellschaft zu erwirken.

**Meine Beine
und
„Es wäre toll, wenn ich das weibliche Gesicht von Ludwigsburg werden könnte“**

An einem Mittwochmorgen, der mit seinem unabsehbaren und windigen Wetter ein gutes Gefühl im Menschen wachruft, betrete ich den weitläufigen Innenhof der Karlskaserne. Hier ist es für das Wetter leicht möglich, vom Heißen ins Kalte umzuspringen, von der Sonne zum Wind. Emily sitzt reglos auf einer Bank.

Der Wind reißt Blätter von den Bäumen und Staub vom Boden.

„Wartest du schon lang?“, frage ich. Nachdem sie mir ins Gesicht geschaut und gelacht hat, bewegt sie ihren Kopf um zwei Zentimeter zur Seite.

„Nein. Du bist genau rechtzeitig gekommen.“

Ich drücke den Aufnahmeknopf.

Emily (äußere Stimme)

Okay. Ich bin Emily. Ich bin 20 Jahre alt.

Hmmm... Wie soll ich mich vorstellen?

Hmm. Es fällt mir schwer, diese Frage zu beantworten.

Ich bin die Tochter meiner Eltern.

Ich bin eine Schwester.

Ich bin eine beste Freundin.

Ich bin Tänzerin.

Ja! Für mich gibt es nicht die eine Antwort.

Ja!

(Sie lächelt)

Ich habe mein ganzes Leben in Ludwigsburg verbracht.

Ich bin hier geboren.

Ich bin hier zur Schule gegangen.

Hmmm...

Ja! Ich würde sagen, Ludwigsburg hat eine große Bedeutung in meinem Leben.

Weil ich hier aufwache.

Alles in meinem Leben, also fast alles, erlebe und erfahre ich hier.

Hmmm...

Ich habe meine beste Freundin hier kennengelernt.

Ich habe begonnen, einen meiner Träume hier zu verwirklichen. Letztes Jahr wurde ich Tanzlehrerin.

Und...

Hmmm...

Ja!

Ich mag Ludwigsburg wirklich.

Ich fühle mich hier wohl.

Ebru (innere Stimme)

Welche Ruhe es ausstrahlt, wenn eine Person die Stadt mag, in der sie lebt und das auch sagt.

Emily (äußere Stimme)

Hmmm...

Ich weiß wirklich nicht, was mir hier in Ludwigsburg fehlen würde.

Ja!

(Sie lächelt)

Hmmm... Ja! Die Menschen sind hier sehr toll.

Im Allgemeinen hab' ich mit den Menschen in dieser Stadt oder mit der Stadt keine schlechten Erfahrungen gemacht.

Seit 20 Jahren bin ich hier zuhause.

Ich habe keine schlechten Erfahrungen mit den Menschen, der Stadt, oder überhaupt, gemacht.

Ich bin hier seit 20 Jahren zuhause.

(Stille)

(Stille)

(Stille)

Hmmm...

(Sie lächelt)

Ja!

(Stille)

(Stille)

(Stille)

Ja!

(Stille)

Ich merke, dass die Gesichter Ludwigsburgs eher Männergesichter sind.

Aus meiner Sicht, wollte ich sagen.

(Sie lächelt)

(Stille)

Die Geschichte von Ludwigsburg ist ziemlich interessant, finde ich.

Der Anfang vor allem.

Wie Ludwigsburg sich selbst aufgebaut hat und zu dem geworden ist, was es heute ist.

Hmmm...

(Stille)

(Stille)

(Stille)

(Sie lächelt)

Ich weiß wirklich nicht, was ich zur Geschichte Ludwigsburgs sagen kann...

Hmm...

Ja!

*Eigentlich habe ich kaum deutsche Freund*innen.*

*Meine Freund*innen kommen aus Russland, aus der Türkei, aus Vietnam.*

Hmm...

Aus Spanien.

Portugal.

Sie sind alle hier geboren.

Aber...

Also einige sprechen ihre Muttersprachen...

Ja!

Ich würde sagen, die Menschen in der Stadt sind divers.

(Stille)

Ich glaube, den Ausdruck ‚Ich bin Ludwigsburgerin‘ hab‘ ich so noch nie gebraucht.

(Stille)

Also, nicht um mich selbst zu definieren.

(Stille)

Hmmm...

Wenn die Leute mich fragen... Sage ich nur... Ich sage nur, dass ich Deutsch-Amerikanerin bin.

(Sie atmet aus)

Weil ich mich so fühle.

(Ein breites Lächeln)

Weil mein Vater Amerikaner ist. Meine Mutter ist Deutsche.

(Stille)

Mein Vater ist... ich glaub... mit 10 oder 11 Jahren hierbergekommen. Stimmt das?

Eigentlich habe ich sie noch nie über sich selbst sprechen gehört.

(Stille)

Ich glaube...

Sie sagen: ‚Ich lebe in Ludwigsburg‘.

(Stille)

Ich würde nicht sagen, dass die Frauen der Stadt in Ludwigsburg gut repräsentiert werden.

(Stille)

Ebru (innere Stimme)

Ach, Emily! Wo werden wir denn schon auf eine gerechte Weise repräsentiert? An welchem Punkt welcher Stadt dieser Welt?

Emily (äußere Stimme)

Das ist traurig...

(Großes Lächeln)

Es ist wirklich traurig, aber mir fällt kein Name einer bedeutenden Frau ein, die in Ludwigsburg gelebt hat.

(Sie lächelt)

Wenn ich das weibliche Gesicht von Ludwigsburg werden könnte, wäre das fantastisch!

Ich bin Tänzerin.

Wenn ich berühmt werde und dann sage, dass ich in dieser Stadt aufgewachsen bin, wäre das wunderbar.

Ich weiß nicht.

Ich denke, selbst, wenn das nur eine kleine Veränderung wäre, würde das schon was bringen.

(Wir lachen)

Ich bin nicht wirklich ein Teil der Geschichte von Ludwigsburg, das hab' ich nie so gedacht.

Wahrscheinlich, weil ich mich nicht mit Ludwigsburg identifiziere.

(Stille)

Weiß nicht, vielleicht ist es für mich nicht so wichtig, definiert zu werden.

(Stille)

Ich bin mir nicht sicher.

Ich bedanke mich bei Emily.

„Über die Fragen, die du gestellt hast, hab' ich noch nie nachgedacht“, sagt Emily, lächelnd. Sie wendet sich dem Baum zu, der direkt neben uns steht und schüttelt den Kopf.

„Gibt es wirklich keine Frauen? Keine Statuen und so?“, sagt sie und fixiert mit ihren Augen einen entfernten Punkt. Wir sitzen in einer Stille, die sich über den ganzen Weg zwischen der Königsallee und dem Schloss Solitude ziehen könnte.

„Vielleicht hab' ich sie nur nicht bemerkt?“, sagt Emily und steht dabei auf.

Ich bleibe allein unter der Baumkrone sitzen, die mich wie ein Kuppeldom überspannt. In einer Stille wie aus Milch. Wenn ich dem Baum noch ein wenig näherkomme, kann ich die Geräusche der kleinen Insekten hören, die auf ihm hin- und herflitzen.

Was für eine große Freiheit bedeutet es für ein Lebewesen, da glücklich zu sein, wo es lebt. Die meisten von uns bleiben an jenen nervigen Momenten hängen, in denen eine Fliege am Honig kleben bleibt und sich nicht befreien kann. Wir geben uns großen Ideen, charismatischen Führungspersonlichkeiten oder den Gespenstern der Geschichte hin, in der Hoffnung, dass sie uns sättigen. Aber irgendwie fühle ich mich immer so, als klebten unsere Beine an diesem Honig fest, egal, wo ich bin.

Ich möchte meine Beine befreien. Ich habe den Anspruch zu fliegen.

Ich kann nicht atmen

Ich gehe ins Internet. Ein Bild trifft auf die sozialen Medien. Ein weißer Polizist, wie er mit seinem Knie auf den Hals eines schwarzen Mannes presst. Noch kenne ich den Namen des Mannes am Boden nicht. Später hallen seine letzten Worte und sein Name überall auf der Welt über die Straßen und Plätze. Genau 11 (in Worten: elf) Mal hat George Floyd gerufen:

„Ich kann nicht atmen“

bevor er sein Leben verlor. Er wurde ermordet. Wir können jeden Moment dieses Mordes per Video mitverfolgen. Was danach kommt, ist das Feuer. Was danach kommt, ist die Flut.

Immer heftiger werden die Proteste. „I can't breathe.“

Amerika brennt. „I can't breathe.“

Ich hebe meinen Kopf und schaue aus meinem Fenster. Die Sonne steigt bis in die Himmelsmitte auf, was bedeutet, dass die Welt sich noch dreht.

Ich warte, gemeinsam mit Estragon und Vladimir.

Estragon: Lass uns gar nichts machen. Das ist sicherer.

Vladimir: Lass uns warten und schauen, was sie sagt.

Estragon: Wer?

Vladimir: Die Demokratie.⁵

Wenn wir nach Ende des Kalten Krieges so etwas wie eine Ouvertüre zu Demokratie und Menschenrechten gehört haben, endet die Vorstellung jetzt, bevor die eigentliche Oper angespielt wurde? Ich glaube, die Demokratie hatte einen verrückten Plan. Chancengleichheit herstellen, soziale Ungleichheit ausmerzen, Minderheitenrechte garantieren und die politische Repräsentanz jeder Meinung ermöglichen. Und es hat Orte gegeben, an denen das umgesetzt wurde, wenn auch nicht ganz. Und dann?

Ich erinnere mich an eine Geschichte, die meine Großmutter erzählte. Eine ältere Frau hat ihren Mann und ihren Sohn im Krieg verloren, ihre Tochter bei der Geburt. Sie geht zur Baumwollernte und lässt ihr Enkelkind zuhause zurück. Aus irgendeinem Grund bricht im Haus ein Feuer aus. Als sie von der Baumwollernte zurückkehrt, sieht sie nur noch einen Haufen Asche dort, wo ihr Haus stand. Voller Schmerz sammelt sie die Asche auf. Sie wirft die Baumwolle ab, die sie auf ihrem Rücken trug, und trägt nur noch die Asche. Dabei war ihr Enkelkind, kurz bevor das Feuer ausbrach, spontan und unerlaubt einem Schmetterling gefolgt und raus in die Felder gerannt. Arbeiter*innen auf dem Feld fanden das Kind und kümmerten sich um es, solange die Erntesaison anhielt. Als alles abgeerntet ist und die Arbeiter*innen nach Hause zurückkehren, kehrt auch das Kind in sein Dorf zurück. Es stellt Fragen und erkundigt sich nach der Großmutter. Man sagt ihm: „Die verrückte Frau, die mit einem Häuflein Asche auf dem Rücken vorne in der Baracke wohnt.“ Das Kind geht zu der Baracke und klopft an der Tür. Niemand öffnet ihm. Das Kind klopft weiter. Die Frau öffnet nicht, weil sie niemanden mehr erwartet. Irgendwann gibt das Kind auf. So verliert die Großmutter ihr über alles geliebtes Enkelkind bis in alle Ewigkeit.

Wenn meine Großmutter mir die Geschichte erzählte, sagte sie: „*Wenn ein Mensch seinen Schmerz mehr liebt als die Realität, dann kann es sein, dass die Realität eines Tages an die Tür klopft und der Mensch sie nicht einmal hört.*“ Wer hat wohl meiner Großmutter diese Geschichte so eingepägt? Wer weiß, wo auf der Welt sie entstanden und wie sie von Mund zu Ohr gewandert sein mag, von Sprache zu Sprache? Wer hat sie wohl zuerst aus welchem Grund wem erzählt?

⁵ Originaltext von Godot

Geschichten ermüden nicht, sie altern nicht und ich glaube, sie sterben auch nicht.

Und die Realität oder die Realitäten klopfen auch heute beharrlich an unsere Tür.

Können wir es schaffen wie Lebewesen im Wasser zu leben, ohne eine große Idee, ohne uns und unsere Leben vor einer großen Idee ganz mickerig zu fühlen, inmitten eines Stroms schwimmend, voller Erkundungswillen, aber ohne die Grenzen des Flusses zu kennen? Kann das Verstreichen der Zeit ausreichen, damit alles wieder normal wird?

Ich kämpfe dafür, dass mein Land all den Menschen gehört, die auf ihm leben, aber ich weiß nicht mehr, wem es eigentlich gehört. Vladimir fasst mich an der Schulter.

Vladimir: Vielleicht wäre es gut, wenn wir noch einmal ganz von vorne anfangen.

Symbole, Rituale, Siege und „Ein sicherer Ort, der Freiheit enthält“

Seit ein paar Tagen diskutiert die Türkei über die Hagia Sophia. Dem Gebäude, in dem sich Kirche und Moschee vereinen, soll der Museumsstatus aberkannt werden, damit es als Moschee für Gebete genutzt werden kann. Die Regierung hat diese Idee in den Raum gestellt. Und zwar nicht zum ersten Mal. Ich bin vierzig Jahre alt, und soweit ich zurückdenken kann, hat noch jede Regierung, die in Schwierigkeiten steckte, in letzter Not diese bigotte Debatte aufgewärmt. Trotzdem habe ich Hoffnung. Vielleicht, sage ich, nimmt es dieses Mal niemand mehr ernst. Aber so kommt es nicht. Abgestandene Debatten finden leider immer wieder ihre Abnehmer*innen.

Symbole, Rituale, Siege. Finden immer Abnehmer*innen.

Leise schließe ich die Tür des Zimmers, in dem ich wohne. Ich lasse die Türkei, die Hagia Sophia, die nie endenden Eroberungsdiskurse, den Lärm der Welt und ihre Schmerzen in meinem Zimmer zurück.

Ich mache mich auf den Weg zur INVITARE Stiftung für Mutter und Kind.

Stefanie öffnet mir die Tür mit einer Maske im Gesicht. Sie grüßt mich mit einer Gelassenheit und Reife wie eine Kapitänin, die ihre Fußballkarriere über lange Jahre im gleichen Verein erfolgreich fortführen konnte. Ob sie wohl trotz meiner Maske sieht, dass ich sie anlächle?

„Solange wir Abstand einhalten, können wir unsere Masken abnehmen“, sagt sie.

Sie bittet mich in ihr schmales, langes, sonniges Zimmer. Das riesige Fenster schaut auf einen Garten. Der Salon, meist voll mit Frauen, steht leer. Alle müssen zuhause bleiben und in ihren eigenen Wohnzimmern gegen Covid-19 kämpfen. Stefanie folgt meinen Worten, wie man einer Route auf einer Karte folgt. Ich erkläre ihr, warum ich ein Interview mit ihr führen möchte.

„Ich möchte Ludwigsburg aus Sicht der Ludwigsburgerinnen kennenlernen“, sage ich.

„Und ich möchte gern sehen, dass ich nicht allein auf dieser Welt bin“, sage ich nicht.

„Gern. Du kannst fragen, was du möchtest“, sagt sie.

„Danke“, sage ich.

Ich weiß genau, dass ich nicht fragen kann, was ich möchte. Ich erinnere mich daran, wie uns eingebläut wurde, was wir wo dürfen und was nicht, ähnlich wie man am Theater lange Monologe auswendig lernt. Ich merke, wie ich besonders glänze, sobald es um verinnerlichte Verbote geht.

Ich drücke auf den Aufnahmeknopf.

Stefanie (äußere Stimme)

Ja, mein Name ist Stefanie und ich lebe seit 16 Jahren in Ludwigsburg. Ich bin zum Studieren hergekommen. Ich habe soziale Arbeit und Sozialpädagogik studiert. Ich lebe gern in Ludwigsburg. Es gibt hier viele Angebote für kulturelle Aktivitäten. Ich bin in einer Kleinstadt aufgewachsen und in die Ferne gegangen, um etwas anderes kennenzulernen, aber hier in Ludwigsburg

Hmmm...

Die Größe der Stadt ist ideal. Du kannst kulturell etwas unternehmen, in die Bibliothek gehen, in verschiedene Kinos gehen oder in alle möglichen alternativen Theater. Das ist etwas, was ich wirklich gern mag.

Und!

Fahrrad fahren!

(Sie lächelt)

Auch wenn die Fahrradwege nicht besonders gut sind...

(Sie lächelt)

Die könnten besser sein, aber ich setze mich wirklich gern aufs Fahrrad.

Wir haben uns entschieden, hier zu bleiben. Ich habe geheiratet und wir mochten es hier.

Ich bin gerne in der Natur. Also um Ludwigsburg herum gibt es wenig Wälder.

Wir haben unsere Grünflächen.

Ebru (innere Stimme)

Wie seltsam, was Stefanie wenig erscheint ist für mich so viel – ich weiß noch nicht, wann ich welche wie erkunden soll.

Stefanie (äußere Stimme)

Ich mag die Bärenwiese, eine Grünfläche in der Innenstadt.

Ebru (innere Stimme)

Eine grüne Oase, wirklich mitten in der Stadt.

Stefanie (äußere Stimme)

Oder den Salonwald.

Ebru (innere Stimme)

Eine andere grüne Oase, die von meiner Unterkunft aus neun Minuten zu Fuß entfernt ist. Ich gehe abends dort hin, wenn ich eine Pause vom Schreiben mache.

Stefanie (äußere Stimme)

Ganz besonders die Kastanien kurz vor Sommerbeginn, also jetzt. Das ist wirklich sehr schön.

Ebru (innere Stimme)

Dann sind das wohl Kastanien, diese Bäume. Ich würde gerne die Namen der Baumarten kennen. Dann könnte ich sie aufgeregt grüßen, wie eine Musikerin, die ich gern höre und unverhofft auf der Straße erkenne. So aber sind wir einander fremd. Ich kenne sie nicht.

Stefanie (äußere Stimme)

Dieses Jahr hat mir der Weltfrauentag großen Spaß gemacht. Beim diesjährigen Programm bin ich mit verschiedenen Frauen zusammengekommen, die hier leben. An einem normalen Tag, wenn du durch die Stadt läufst, siehst du sie nicht, aber sie sind hier. Du triffst sie in der Innenstadt nicht, weil dort alles kommerziell ausgelegt ist und die Leute zum Shopping kommen. Sie kaufen ein und es wirkt so, als gäbe es diese Art Minderheiten hier nicht. Ich glaube, sie sind eher außerhalb und man muss wissen, wo sie sind. Vielleicht müssen wir mehr darüber reden oder es muss in den Zeitungen mehr berichtet werden oder sie müssen sichtbarer werden. Also manchmal, wenn zum Beispiel ein Kulturfestival ist, dann kommen sie raus und man kann sie sehen. Aber wenn Sie normal durch die Stadt laufen, sehen Sie sie nicht oder spüren sie nicht.

Ebru (innere Stimme)

Ich muss daran denken, dass ich dieses Jahr zum ersten Mal in einer anderen Stadt als Istanbul an einer Frauendemonstration teilgenommen habe. Ich merke, dass ich die Istiklal-Straße vermisse, die jedes Jahr für eine Nacht von tausenden Frauen mit unterschiedlichen Vergangenheiten, unterschiedlichen Glaubensformen und politischen Ansichten gefüllt wird. Dieses Jahr habe ich in Berlin an der Demonstration teilgenommen. In der Hand hatte ich ein Plakat mit der Aufschrift „Yallah Feminismus!“

Ich weiß, dass es nicht einen Weg gibt, der zur Gleichheit führt. Ich bin gelaufen in der Überzeugung, dass Gleichheit der Weg selbst ist. Gelaufen im Bewusstsein des Leids, das Fanatismus und Intoleranz erzeugen.

Stefanie (äußere Stimme)

Ich glaube, die Sprache einer Stadt zu sprechen ist der Schlüssel dafür, eine Beziehung zu der Stadt aufzubauen. In Ludwigsburg ist es den Frauen wichtig, miteinander in Kontakt zu sein. Es gibt vielleicht keine weibliche Heldinnenfigur, aber die Frauen sind vernetzt. Ich glaube, es kann sehr schön sein, als junge Frau in Ludwigsburg zu leben, wenn man nur ein bisschen mehr Unterstützung bekäme.

Als junge Frau leben Sie bei Ihren Eltern und wenn Sie da keinen Raum zur Entwicklung haben, kommen Sie nicht weiter. Als Frau, oder insgesamt als Mensch, ist es wichtig, Träume zu haben. Vielleicht wollen Sie noch einmal studieren, auch wenn Sie schon älter sind. Oder sich weiterbilden, egal in welchem Alter auch immer. Ich glaube, das ist ein Bereich, der mehr unterstützt werden sollte. Eine Art Lebenscoaching könnte zum Beispiel eine gute Unterstützung sein. Aber diese Art Dienstleistung muss man meist bezahlen.

Wenn Sie kein Geld haben, können Sie sich kein Coaching leisten. Ich weiß nicht, wie sie das im Bildungssystem machen. Aber ich würde sagen, so eine Unterstützung ab dem Schulalter wäre gut. Dass es nicht nur darum geht, im Unterricht oder in den Arbeiten gut abzuschneiden, sondern auch, ein bisschen davon zu träumen, was alles möglich wäre.

Ich würde mich zum Teil als Ludwigsburgerin bezeichnen. Teils badisch, teils schwäbisch.

(Lautes Lachen)

Was bedeutet es, Ludwigsburgerin zu sein?

Was bedeutet es?

Schwere Frage.

Was bedeutet es?

(Stille)

(Stille)

(Stille)

Ich glaube, Ludwigsburg ist überwiegend ein sicherer Ort.

Eine Sicherheit, die Freiheit enthält.

Ebru (innere Stimme)

Eine Sicherheit, die Freiheit enthält.

Stefanie (äußere Stimme)

Als Frau fühle ich mich meistens sicher, wenn ich durch die Stadt gehe.

Ebru (innere Stimme)

Als Frau fühle ich mich meistens sicher, wenn ich durch die Stadt gehe.

Stefanie (äußere Stimme)

*In den letzten Jahren hat sich die Bevölkerung verändert. Wann war das? Als zuletzt die Migrant*innen gekommen sind?*

(Stille)

Es sind sehr viele Menschen gekommen und die Zahl der Menschen mit Migrationshintergrund ist gewachsen. Ich hoffe, es kommt jetzt mehr zu Entwicklungen, wo die verschiedenen Kulturen zusammenkommen.

Ich hoffe, die Menschen, die nach Ludwigsburg kommen, bringen den Wunsch mit, sich in Beziehung zur Stadt zu setzen und ein Teil dieser Stadt zu werden und andererseits wünsche ich mir, dass Ludwigsburg es schafft, weiterhin offen zu bleiben. Wenn beide Seiten es schaffen, füreinander offen zu sein, können feine und schöne Freundschaften entstehen. Das ist eine Chance, aber man muss etwas dafür tun, sie zu nutzen. Ich höre natürlich auch kritische Stimmen, aber ich finde es trotzdem wichtig, dass beide Seiten offenbleiben.

Der Regen fällt für Hölderlin

Die Bäume schauen mich an. Es scheint hier mehr Bäume als Menschen zu geben. Wie groß wohl die Baumbevölkerung ist? Was sie untereinander sprechen? Haben sie Pläne, was sie mit uns machen wollen? Ich bemerke, dass sie unterirdisch, überirdisch und historisch mehr wissen als ich. Das macht mein Herz noch trauriger. Ich denke über den Unterschied zwischen einem Menschen nach, der einen Wald betrachtet und dort eine riesige Hotelanlage sieht, und einem Menschen, der dort Atem sieht.

„Die Welt existiert für mich,“ oder „Ich existiere für die Welt.“

Ich wüsste gern, was der Ursprung zweier so unterschiedlicher Fantasien ist, wie sie beim Betrachten von Bäumen entstehen können. Seit langer Zeit leben wir auf der Welt einander so entgegengesetzt, Pol an Pol. Es gibt keinen Zwischenraum, keine Leere zwischen den Menschen, die in einem der wenigen verbleibenden Parks die letzten noch stehenden Bäume sehen und in ihnen die Geschichte und Zukunft, das Atemholen und Innehalten, das Ausruhen und Nachdenken, und denjenigen, die dort Einkaufszentren sehen. Zwischen den Worten gibt es keine Zwischenräume.

„Ja“ oder „Nein“.

Mit zwei Wörtern kommen wir durch das Leben oder versuchen es doch zumindest. Offenbar hat niemand Zeit für lange Sätze. Es ist zu viel Gedränge und Geschubse. Eine destruktive Zeit, in der Worte verloren gehen, Augenkontakt in Vergessenheit gerät, wo man nicht mehr zuhört, um zu verstehen, sondern nur noch hinhört, um etwas zu entgegnen. Ich muss an meine Großmutter denken, die nie ihre Augen von mir abwendet, sondern stets aufmerksam und liebevoll zuhört, egal, wie alt ich bin und was ich erzähle.

„Erzähl mal. Erzähl mal, Mädchen, damit ich was von dir lernen kann.“

Ich erinnere mich an meinen Großvater, der seit seiner Jugend politisch aktiv war, und zwar mit einer Weltsicht, die dem, was ich erzählte, diametral entgegenstand, aber sich trotzdem immer die Zeit nahm, mir erst einmal zuzuhören. Er hörte auch den Menschen zu, die vor jeder Wahl zu Besuch kamen. Ich vermisse es, wie er ihnen mit ruhiger Neugierde Fragen stellte.

„Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.“

Ich vermisse es, beim Zuhören in Erstaunen versetzt zu werden. Ich vermisse es, wie sich in meinen asphaltierten Gedankenstraßen Risse auftaten, wenn ein Mensch mir gegenüber saß und sprach, wie seine Worte, seine Geschichten aus dem aufgerissenen Belag heraus Blüten trieben. Ich vermisse es, wie wir uns gegenseitig Blumensaat in die Fahrbahnrisse warfen. Ich vermisse den Dialog.

Es beginnt ein unglaublich hartnäckiger Regen. Er möchte nicht aufhören. Als es einmal so scheint, als habe es sich ausgerechnet, muss er sich seiner Pein erinnert und legt aufs Neue los. Gewaltig. Wir haben bald Juni, aber der Sommer will nicht kommen. Die Engel haben über den Himmel einen Deckel gelegt und weigern sich, ihn zu heben. Mein Körper ist in Ludwigsburg, mein Geist 3000 Kilometer und 30 Jahre entfernt. Während ich durch den widerpenstigen Regen laufe, spüre ich eine Weichheit, die ich mir seit meiner Kindheit im Herzen bewahrt habe und die allem zum Trotz noch wächst. Als ich in mein Zimmer in der Karlskaserne zurückkehre, verspüre ich Durst nach einem Gedicht. Ohne mich umzuziehen und abzutrocknen öffne ich das Fenster. Welches Gedicht? Welche Verse? Um den Regen und mich zu beruhigen?

Ich gehe durch meine Notizen. Einige Regentropfen aus meinem Haar rinnen unaufgeregt am Rand meiner Ohren vorbei auf mein Kinn zu. Andere springen in ungeduldiger Erregung aus meinem Haar auf meine Notizen. Wie aufregend es aussieht, wenn sich Wasser mit Tinte vermischt. Wasser vermischt sich mit Tinte. Das Wasser vermehrt

die Tinte und verdünnt sie dabei. Verdünnt breiten sich Wasser und Tinte auf der Seite aus. Wir streifen durch meine Notizen. Ich, die fröhlichen Regentropfen, die sich für eine Weile in meinem Haar niedergelassen haben und die Tinte. In dem Moment, als ich die Worte sehe, wird mir klar, nach welchen Versen mich dürstet.

*So wagt's! was ihr geerbt, was ihr erworben,
Was euch der Väter Mund erzählt, gelehrt,
Gesetz und Brauch, der alten Götter Namen,
Vergeßt es kühn, und hebt, wie Neugeborne,
Die Augen auf zur göttlichen Natur⁶*

Hölderlin, nur 32 Kilometer entfernt von hier geboren, kommt mir zur Rettung. Hölderlin, der, sobald feststand, dass er „verrückt geworden“ war, den Rest seines Lebens am Ufer des Neckar verbrachte, unter die Aufsicht einer Schreinerfamilie gestellt.

**Bürokratie
und
„Ich definiere mich nicht über die Geschichte,
sondern über die Zukunft.“**

Vor der Villa Barock warte ich auf Franziska. Franziska und Jakob begleiten mich auf meiner Reise durch Ludwigsburg. Wir wollen uns mit einer Frau und einem Mann treffen, die im Jugendzentrum Connect Ludwigsburg arbeiten. Franziska kommt lächelnd auf mich zu.

„*Ich bin auch ganz aufgeregt*“, sagt sie.

Es gibt Menschen, die mich in meinem Vorhaben unterstützen, den Text zu produzieren, den ich seit dem ersten Tag im Kopf habe, ohne darüber zu urteilen.

„*Was schreibst du?*“

Meist erwarten die Menschen ein Label als Antwort.

Roman, Lyrik, szenischer Text, Essay...

Dabei verschwimmen die Grenzen. Es entstehen Freundschaften zwischen den Disziplinen. Ähnlich wie beim Gender werden die Marker weicher, auch nationale Identitäten scheinen dehnbarer, unterschiedliche Berufe unterstützen einander inhaltlich. Ich weiß nicht, wie das heißen wird, was entstehen soll, aber gehe davon aus, dass ich im Schreiben einen Weg finden werde.

„*Lass uns das Interview machen*“, sagt Franziska.

So, wie sie es sagt, als Aufforderung, bestärkt sie mich.

„*Machen wir*“, sage ich.

Wir gehen ins Jugendzentrum. Es ist coronabedingt leer. Allerdings ist es nicht schwer, sich den Ort voll mit Jugendlichen vorzustellen. An jeder Wand hängen Poster für Kunst- und Kulturveranstaltungen, Aufrufe, Bilder, Materialien für Theater und Musik, Fotos der Fußballteams. Das Gebäude riecht nach Leben. Wir nehmen die Treppen nach oben. Jakob und Katja von Connect Ludwigsburg begrüßen uns. Wir gehen in das Zimmer, in dem das Gespräch stattfinden soll. Sie schauen mich neugierig an. Ich erzähle ihnen, was ich vorhabe. Ich sage, dass ich gern ihre Erfahrungen hören möchte.

Katja sagt: „*Ich kann was erzählen*.“ Jakob möchte erst einmal lieber zuhören.

Ich drücke den Aufnahmeknopf.

Katja (äußere Stimme)

Ich bin Katja. Ich lebe seit 2015 in Ludwigsburg. Ich definiere mich glaub' ich über meine Erinnerung, Erfahrungen aus meiner Kindheit oder aus der Zeit des Erwachsenwerdens. Ich definiere mich über meine Familie und über die Freundschaften, die ich im Leben geschlossen habe. Als ich klein war, sind wir sehr oft umgezogen. Ich kam in Freiburg zur Welt. Aus Süddeutschland sind wir in die Mitte gezogen, später in den Westen, wo ich den größten Teil meiner Jugend verbracht habe.

(Schweigen)

Es war ein Ort nahe der Grenze. An der Grenze zu Frankreich und Luxemburg.

(Schweigen)

Ich würde sagen, ein internationaler Raum.

(sie lächelt)

Hier fühle ich mich sehr wohl. Ich habe hier studiert. Ich habe Freundschaften geschlossen und habe jetzt eine Arbeit, die mir Spaß macht. Derzeit ist es natürlich ein bisschen schwer, seit Corona ist alles schwerer geworden. Alles ändert sich und die Zukunft wird immer ungewisser.

Ebru (innere Stimme)

Ich kenne dieses Gefühl der Ungewissheit. Nicht erst seit Corona, sondern seit ich auf der Welt bin, ist es in unserem Land das prägende Gefühl, wenn man über die Zukunft spricht. Mein Vater zum Beispiel sagte in den 90er Jahren in Gesprächen oft: „Wir versuchen, den Kindern eine gute Bildung zu ermöglichen. Man weiß nicht, was in zehn Jahren ist.“ Meine Mutter sagte oft: „Ich muss von meiner Arbeit etwas ersparen, denn man weiß ja nicht, was in zehn Jahren ist.“ Als die 90er Jahre zu Ende gingen, in meiner Jugend also, bezog sich die Ungewissheit schon auf eine nähere Zukunft. Ich hörte oft von Mitstudierenden: „Wir lernen jetzt für diese Prüfung, aber niemand weiß, was in vier Jahren ist, wenn wir unser Diplom haben.“ Anfang der 2000er Jahre begann ich, Vollzeit zu arbeiten. Da war die Zeit schon richtig knapp geworden. „Lasst uns heute etwas Gutes essen, wir wissen ja nicht, ob wir nächste Woche überhaupt noch da sind.“ Mitte der 2000er Jahre bezog sich die Zukunftsvorstellung nur noch auf einen einzigen Tag: „Heute haben wir überstanden, um morgen kümmern wir uns später.“ Für meine Großmutter hingegen verlief das Leben immer in einer breiten, allgemeingültigen Gegenwartsform: „Sei nicht stolz auf deine Schönheit, Schönheit ist nicht mehr als ein Pickel. Gib nicht mit deinem Reichtum an, Reichtum ist nur ein Funken.“

Katja (äußere Stimme)

*Trotzdem bin ich gerade glücklich. Es ist schön, eine junge Frau in Ludwigsburg zu sein. Es gibt so viele Möglichkeiten. Es gibt viele Freizeitangebote. Ich mache sehr viel Sport. Man kann überall hingehen. Es gibt Parks, es gibt Orte, wo man mit Freund*innen abhängen kann. Ich finde, es gibt in der Stadt eine Vielfalt an Menschen. Insbesondere in den letzten Wochen hatte ich die Möglichkeit, durch die Stadt zu laufen. Ich bin Menschen aus unterschiedlichsten Altersgruppen begegnet. Ich habe Kinder im Park spielen sehen. Es gibt alte Menschen, Menschen aus verschiedenen Ländern. Ich habe viele unterschiedliche Sprachen gehört. Ich mag das.*

(sie lächelt)

Ich finde, Ludwigsburg hat kein Gender.

(Schweigen)

(Stille)

(Schweigen)

Hmmm... Der erste Punkt, an dem ich eine Beziehung zur Stadt aufgebaut habe, waren die Grünflächen und Schlösser.

Wenn jemand sagt, ich bin aus Ludwigsburg, dann denke ich zuerst an die Grünflächen.

(Schweigen)

Hmmm... Das ist eine schwere Frage. Wenn ich an Ludwigsburg denke, kommen mir zuerst männliche Persönlichkeiten in den Sinn.

(Schweigen)

Ebru (innere Stimme)

*Wenn ich an die Türkei dachte, kamen mir auch immer zuerst männliche Persönlichkeiten in den Sinn. Das hat sich irgendwann geändert. Natürlich nicht von allein. Dahinter stehen die Bemühungen mehrerer Generationen. Verbissen und langatmig haben Frauen aus unserer Region den Mut gezeigt, Fragen zu stellen, und den Anspruch formuliert, Antworten zu finden. Ihnen habe ich es zu verdanken, wenn mir jetzt viele Frauengesichter in den Sinn kommen, wenn ich mir die Frage stelle. Frauen, die versuchen, am Tuch des Lebens zu weben, allen Widrigkeiten zum Trotz. Es gibt Frauen, die gemeinsam mit geflüchteten Syrer*innen Community-Küchen aufbauen, Frauen, die von der Feldarbeit aufstehen und protestieren, damit ihre Olivenhaine und Weiden nicht in Beton erstickt werden. Es gibt Frauen, die seit den 90er Jahren jeden Samstag zusammenkommen, um zu fragen, wo ihre Kinder sind, die damals vom Staat verschwinden gelassen wurden. Es gibt Frauen, die in Bürohochhäusern Projekte für Gendergerechtigkeit entwickeln, Frauen, die Flugblätter verteilen, um Femizide zu verhindern, junge, ältere, konservative, verheiratete, unverheiratete, verwitwete, arbeitslose, studierende, hochprofessionelle, säkularistische, sarkastische, lesbische, transsexuelle, intersexuelle, bisexuelle, aus dem Norden und aus dem Süden und aus dem Osten und aus dem Westen.*

Katja (äußere Stimme)

Aber ich arbeite mit vielen Frauen zusammen. Die für mich wichtig sind oder die in der Stadt etwas verändern.

(Schweigen)

Die Stadt ist auch bemüht, Räume für Minderheiten zu öffnen. Damit sie sich hier wohlfühlen und gut aufgenommen werden. Ich denke, Schwierigkeiten gibt es immer.

(Schweigen)

Es ist immer schwer.

(Schweigen)

(Stille)

Denn es gibt Strukturen, die sehr schwerfällig sind und seit langer Zeit schon funktionieren. Es ist schwer, sie zu verändern.

Das ist glaub ich eine Schwierigkeit für Menschen, die neu hierherkommen.

Das ist zum Beispiel glaube ich etwas sehr Deutsches, insbesondere auch für Ludwigsburg,

dass es einfach alles sehr bürokratisch zugeht.

Ebru (innere Stimme)

Bürokratie. Immer, wenn ich das Wort höre, muss ich an Hannah Arendt denken. Die Bürokratie, die eine Grundfunktion des Menschen einschränkt, nämlich die Fähigkeit, sich zu bewegen. Ich bin mir sicher, dass das nicht die Bürokratie ist, über die Katja spricht, aber ich weiß auch, dass es für mich hier in Deutschland verschiedene Ketten von Regelwerken gibt, die mich in meiner Bewegungsfreiheit einschränken. Ich hab' keine Ahnung, wie es anderswo ist, aber ich weiß, dass ich mich sehr sicher gefühlt habe, als ich bei meinem Bezirksamt erfahren habe, dass es dort eine Person gibt, die Türkisch spricht und mich unterstützen kann.

Katja (äußere Stimme)

*Also, das ist ja manchmal sogar für mich schwer, obwohl ich in Deutschland geboren wurde und Deutsch meine Muttersprache ist. Die ganzen Formulare zu verstehen, diese ganze Bürokratie zu verstehen. So denke ich. Das ist einer der Punkte, wo es schwierig wird, aber nicht nur da. Auch beim Verhalten der Menschen. Ich glaube, die Menschen suchen, also immer überall auf der Welt suchen Menschen nach Menschen, die ihnen ähnlich sind. Menschen leben in Gruppen und es ist schwer, in eine Gruppe reinzukommen. Sogar für mich. Ich bin hierhergezogen und es war nicht leicht für mich, Beziehungen zu Menschen aufzubauen. Es war auch nicht leicht, Freund*innen zu finden. Ich habe hier studiert und mich hier niedergelassen, aber die meisten Freund*innen aus dem Studium sind wieder weggegangen. Ich musste neue Menschen finden und wieder von vorne anfangen.*

Ebru (innere Stimme)

Xenophobie. Vielleicht die verbreitetste Angst auf dieser Welt. Das Wort hat seine Wurzeln im Altgriechischen.

Xénos: Der Fremde

Phóbos: Die Angst

Die Angst eines Menschen vor Fremden, oder vor etwas, was irgendwie anders ist als er selbst.

Der Begriff wird meist benutzt, um eine Angst vor Menschen zu beschreiben, die als Angehörige anderer Rassen oder anderer Glaubensformen wahrgenommen werden. Aber eigentlich ist jeder Mensch, den wir nicht kennen, uns ein Fremder oder eine Fremde, und manche Menschen fürchten sich vor Menschen, die sie nicht kennen, ganz unabhängig von allen Identitäten. Ich zum Beispiel auch. Es passiert mir nicht sehr oft, aber es gibt Momente, in denen ich mich nicht vor den Bildern retten kann, die vor langer Zeit in meinem Kopf platziert wurden und dann bemerke ich, wie ich eine Person mir gegenüber anhand dieser Bilder einordne. Sich vor Fremden zu fürchten, ist also eine recht natürliche Eigenschaft, die wir schon ziemlich früh erlernen. Doch warum rufen Erfahrungen mit fremden Menschen in allererster Linie die Angst wach? Kann ich nicht dieses erste Gefühl, die Angst, durch ein anderes Gefühl ersetzen, zum Beispiel die Neugierde?

Katja (äußere Stimme)

Ich glaube, dass das, wodurch ich mich hier am Wohlsten fühle, mein Freund ist.

Die Liebe.

(Wir lachen)

*Ja, ich würde sagen, die Liebe, denn wir haben gemeinsam entschieden, hierzubleiben. Wenn ich ihn nicht kennengelernt hätte, wäre ich aus dieser Stadt wieder fort. Ich hätte einen anderen Ort gefunden, wie meine anderen Freund*innen auch.*

Ich bin glücklich über meine Arbeit und glücklich, hier zu sein. Ich arbeite meistens mit Jugendlichen, die aus anderen Ländern gekommen sind. Ich glaube, sie sind glücklich hier.

Sie sind froh, dass sie Menschen haben, die sich um sie kümmern und sie unterstützen.

*Sie fühlen sich hier irgendwie sicher. Obwohl es sehr viele Ungewissheiten gibt, müssen sie sich nicht um ihr Leben fürchten. Die meisten haben in ihren Herkunftsländern schwierige Umstände erlebt. Sie kämpfen damit, weit weg von ihren Familien und ihren früheren Freund*innen zu sein. Es ist schwer, immer und immer wieder von vorn anfangen zu müssen. Für die meisten von ihnen ist Ludwigsburg nicht der erste Ort, an den sie gekommen sind. Es ist schwer, immer wieder neu anfangen zu müssen. Sie tun sich sehr schwer damit, für sich selbst etwas aufzubauen. Sie arbeiten sehr hart, sie wollen unbedingt hier bleiben, ein gutes Leben haben, ihre Familien unterstützen...*

(sie schluckt)

Zumindest bis es in dem Land, wo sie herkommen, besser wird.

Für mich ist das die Minderheit, Menschen, die aus einem anderen Land hierherkommen mussten. Wahrscheinlich, weil ich mit dieser Gruppe arbeite.

Es ist für sie schwer, sich zur Stadt zugehörig zu fühlen, wenn sie erst seit 3 oder 4 Jahren hier sind. Sie können nicht einfach wie die anderen sagen: Ich gehöre hier her; sie denken ja auch nicht, dass sie die gleichen Rechte und die gleichen Chancen wie andere haben.

Selbst die Menschen, mit denen ich arbeite, haben nicht die gleichen Chancen. Es müsste so sein, ist aber nicht so. Sie suchen zum Beispiel ein Zimmer oder eine Wohnung, und das ist für sie schwerer als für andere. Bei Arbeit und Ausbildung auch. Aber auch bei praktischen Dingen, zum Beispiel den Führerschein machen.

Manchmal fühle ich mich auch in der Minderheit. Insbesondere in der Arbeitswelt.

Es ändert sich zwar manches in den letzten Jahren, aber ich denke, es ist immer noch nicht leicht für Frauen, in Führungspositionen zu kommen. Es ist immer noch nicht leicht für sie, gehört zu werden oder ernstgenommen zu werden. Sie müssen mehr kämpfen als andere.

Ich kenne die Stadtgeschichte, aber sie kommt mir ein bisschen vor wie eine Märchengeschichte.

Ich definiere mich nicht über die Geschichte, sondern über die Zukunft.

Standhaftigkeit

Die Türkei mag ihre Jugendlichen nicht leiden, fürchtet sich vor ihrem Glanz und hat es schon immer getan. Man diskutiert über Einschränkungen im Internetzugang und eine Aufkündigung des Istanbuler Abkommens, das die Gleichheit von Frauen und Männern betont. Während ich darüber lese, überlasse ich mich einer Art Erschöpfung. Seit Jahrhunderten zermahlt und zermalmt mein Land seine fröhlichen Menschen, seine Träumer*innen und Sänger*innen. Wissenschaft, Medien, Lyrik, Kunst und Theater sind genauso betroffen wie Natur und Geschichte. Binnen kürzester Zeit müssen wir in all diesen Bereichen schwere Verluste hinnehmen. Ein choleraischer politischer Wille verbannt eine weitere Generation des Landes.

Eine Person aus dieser Generation bin ich. Es hat mich nach Deutschland verschlagen und stur hoffe ich darauf, jetzt in Ludwigsburg Wurzeln schlagen und ergünen zu können. In meiner eigenen Erde könnte ich derzeit unmöglich Blüten treiben, aber ich glaube daran, dass meine Wurzeln unterirdisch soweit wachsen können, dass sie bis dorthin reichen werden und dort jemand sein wird, um sie zu gießen. Mit der höflichen Zurückhaltung, die mir seit meiner Kindheit eigen ist, stelle ich mir vor, wie mein Schatten durch die Straßen der Stadt streift, in der ich auf die Welt kam, obwohl ich dort kaum noch atmen konnte. Ich habe einen Appetit nach Denken, Zuhören und Verstehen in mir, der wächst und der Welt widersteht, so wie Quecksilber sowohl Feuer als auch Wasser widerstehen kann. Die Fähigkeit, Hoffnungsfunken zu entfachen, finde ich in den Geschichten der Menschen. Heute bin ich in Ludwigsburg, wo ich morgen sein werde, weiß ich nicht. Ich trage in mir einen langjährigen Glauben an die Geschichte, er verleiht mir Standhaftigkeit. Ich habe mir die allgemeingültige Gegenwartsform meiner Großmutter übergezogen.

An all das denke ich, während ich an der Wand des Synagogenplatzes kauere. Ich schaue auf 24 Koffer in gleicher Größe und gleicher Farbe. Sie stehen symbolisch für Ludwigsburger Jüd*innen, die deportiert und ermordet wurden. Auf den Koffern stehen Namen, teilweise auch Familiennamen, Geburtsdaten, die bei manchen allerdings unbekannt sind und Datum und Ort der Ermordung. Das Gebetshaus kommt 1884 auf die Welt und wird 1938 ermordet. 1988 wird der ursprüngliche Grundriss der Synagoge am Boden des Synagogenplatzes reproduziert. Dadurch entsteht eine Fläche, in deren Mitte 24 Koffer stehen.

Diese Koffer erinnern mich an jene, die am 24. April 1915 in Istanbul gepackt wurden. Es handelte sich um die Koffer von 2234 armenischen Intellektuellen, die von Istanbul nach Ankara vertrieben wurden. Dort sollten sie sich bei zwei Sammelstellen melden. Die meisten von ihnen kamen nie dort an.

Ich schaue mir die Publikation über die Ludwigsburger Jüd*innen an, die der zuvorkommende Leiter des Ludwigsburger Stadtarchivs, Dr. Simon Karzel, mir in die Hand gegeben hat. Auf dem Cover ist dort, wo jetzt die Koffer stehen, die Synagoge zu sehen. Ich erfahre aus seinem Mund, dass Sophia Magdalena Scholl zwischen 1930 und 1932 in Ludwigsburg gelebt hat. Scholl war Mitglied der Widerstandsgruppe Weiße Rose, die gewaltfreie Aktionen gegen das Naziregime in Deutschland durchgeführt hat. An der Münchner Uni werden Sophie und ihr Bruder Hans Scholl dabei verhaftet, wie sie Flugblätter gegen den Krieg verteilen. Sie werden wegen Vaterlandsverrats verurteilt, schuldig gesprochen und am 22. Februar 1943 hingerichtet.

Durch welche Straßen ist Sophie wohl gelaufen? Auf welche Schule ging sie? Wo wohnte sie hier? Ich spüre etwas in mir, das sich mit Freude vergleichen lässt, darüber, dass ich die gleichen Straßen erlebe wie Sophie.

Ein heftiger Windstoß bläst mir Pollen ins linke Auge. Ich versuche, die Fremdkörper einzuladen, wieder aus meinem Auge zu treten und bleibe dabei wieder an den Koffern hängen. Ich denke an einen Vortrag, den Gabriele Schwab bei der Hrant-Dink-Stiftung hielt. Es ging um geisterhafte Übertragungen, um ein Neudenken heimgesuchter Orte. Anfangs hatte ich mich an dem Vortragstitel aufgehängt, doch je länger ich zuhörte, desto offener wurde mein Ohr für diese Stimme, die auf der Suche nach Spuren ihrer eigenen Vergangenheit war.

Von der Shoah zur Apartheid, vom Genozid an den Armenier*innen bis zum Verschwindenlassen oppositioneller Kräfte in Südamerika, gibt es Geschichten, die von Generation zu Generation weitergegeben werden und solche, die nicht weitergegeben werden. Schwab versuchte, sie sich anzuschauen. Sie ging der Neugierde über das Schweigen ihrer Großmutter nach, die gegen das Naziregime war, aber nie aktiv wurde. Es gibt einen Ort zwischen Tätern und Opfern, und an diesem Ort gibt es Menschen. Hören wir ihre Zeug*innenschaft und ihre Stimmen? Um sie zu hören, brauchen wir vermutlich zwei Ausgangspunkte. Der erste ist ein urteilsfreier Blick gepaart mit Ohren, die tief zuhören können und der zweite ist Standhaftigkeit.

Standhaftigkeit. Das türkische Wort metânet kommt vom arabischen mataanah. Es bezeichnet die Fähigkeit, auszuhalten, durchzuhalten, heil zu bleiben, stark und stetig zu sein, unversehrt, haltbar; gesetzt wie ein gedruckter Text.

Vielleicht kann das Bemühen, jenseits der abgespulten Schilderungen zu schauen, das Erzählte vielschichtiger zu betrachten und trotz der vergangenen Zeit die bisher ungehörten Stimmen zu vernehmen, einen Weg eröffnen, diese Scham der Menschheit nicht zu wiederholen.

Geduldig in der Neugierde, standhaft in der Wissenschaft, starrköpfig in Freude und Hoffnung, so können wir vielleicht verhindern, dass noch einmal Menschen ihre Koffer zu Zügen tragen müssen, die in die Unendlichkeit führen.

**Genau der richtige Mensch zur richtigen Zeit
und
„Einfach nur Spaß haben“**

Ich warte vor einem kleinen, immer vollen Café in einer Seitengasse vom Rathausplatz, neben der ADK. Immer, wenn ich vorbeigehe, sehe ich ähnliche Gesichter bei einer Unterhaltung. Da der Abstand zwischen den Tischen sehr groß ist, kann man sich hier unterhalten, ohne jemanden zu stören, und muss auch keine Angst vor Covid-19 haben. Ich betrete das Café und bestelle einen schwarzen Kaffee. Ich suche uns keinen Platz, denn wir können ja drinnen oder draußen sitzen. Ich überlasse Laura die Entscheidung. Sie trägt kurze Haare, ein riesiges Lächeln und leuchtende Augen. Sie grüßt mich aus der Ferne. Sie bestellt einen Kakao. Sie sagt, langsam komme der Winter und ihr Bedarf an heißer Schokolade steige zunehmend. Sie möchte drinnen sitzen.

„Was schreibst du?“, fragt sie. Ich erzähle, dass ich meist Theaterstücke schreibe, aber für dieses Projekt nach einer anderen Form suche.

„Theaterautorin? Toll!“, sagt sie. Ich sage, dass ich es auch mag, Theaterautorin zu sein.

„Was schreibst du?“, fragt sie. Früher habe ich gesagt, mein Stil sei sozialer Realismus. Heute nenne ich ihn globalen Realismus. Es geht um Militarismus, Gender, kulturelle Vielfalt, Diskriminierung... Ich sage, ich schreibe auch, um die Grenzen meiner eigenen Voreingenommenheit auszutesten. Ich erzähle ihr von meinem aktuellen Projekt ‚Der Weltschmerz‘ und danke ihr dafür, dass sie dabei sein möchte.

„Der Weltschmerz?“ Ich erzähle ihr, dass ich die Kluft zwischen der Welt, die ich mir vorstelle und der realen Welt mit den Geschichten der Menschen füllen möchte. Ich sage, dass ich im Dialog einen Weg finde, mit meinem Weltschmerz fertig zu werden.

„Großartig!“ sagt sie. „Genau der richtige Mensch zum richtigen Zeitpunkt. Jemand, die von der Theorie weg ist und sich im konkreten Leben bewegt. Du hast mir erst einmal Hoffnung gemacht“, sagt sie. Ich bedanke mich und lächle. Mein Weltschmerz verschwindet kurz.

„Wir können anfangen, wann du magst.“

Ein weiteres Mal drücke ich voller Neugierde auf den Aufnahmeknopf.

Laura (äußere Stimme)

Das...

(Großes Lächeln)

Das ist eine gute Frage.

Ich bin ein Mensch. Das ist die leichteste Definition. Dann bin ich eine Frau.

Aus dem Kongo. Aus der Demokratischen Republik Kongo.

Dort bin ich geboren. Dort sind meine Wurzeln.

Ich bin das erste Kind meiner Eltern, ich bin eine Freundin, eine Tante, eine Schwester, eine Sozialarbeiterin.

Ich bin ein Mensch, der in zwei Welten großgeworden ist.

(Zögern)

Nein. Zwei Welten stimmt nicht.

Ebru (innere Stimme)

Genau an diesem Punkt hören wir hinter uns ein Kind schreien. Die Regie des Lebens hat die Szenen großartig geplant. Genau als Laura sagt: „Nein. Zwei Welten stimmt nicht“, genau in jenem Augenblick bricht ein Schrei eines Kindes die bisherige, dichte Stille. Der Schrei bricht sich an Tischen und Wänden und hallt wider. Es ist ein Kind, das gerade erst laufen lernt. Es möchte sich von seiner Mutter losreißen und auf die Straße rennen. Wie um Lauras Verneinung zu bekräftigen, schickt es seinen vor Wahrscheinlichkeiten strotzenden Schrei in die Gegend.

Laura (äußere Stimme)

Ich hab das in zwei geteilt, weil es so leichter ist.

Weil ich Kongo bin und Deutschland bin.

Das sind zwei Welten, die mich zu dem machen, was ich bin.

(Schweigen)

Bis ich elf war, haben wir im Kongo gelebt. In den 90er Jahren sind wir nach Deutschland gekommen.

Wo wir zuerst hingekommen sind?

Gute Frage. Irgendwas im Norden. Ich erinnere mich an eine Stadt namens Gießen.

Aber davor...

(Schweigen)

In den 90er Jahren sind auch ganz viele Menschen aus Jugoslawien gekommen.

In München gab es ein großes Zentrum. Ein Zentrum für Geflüchtete.

Das war die erste Stelle, wo Neuankömmlinge hinmussten.

Da wurde dann entschieden, wo die Menschen hingeschickt wurden.

Ich glaube, es gibt heute immer noch in Nürnberg eine zentrale Stelle.

Aber es gibt kleinere Aufnahmezentren. In verschiedenen Städten. Karlsruhe, Gießen...

Es gibt Orte, an denen wir gelebt haben nach unserer Ankunft, von denen weiß ich nur noch die Namen, aber kann mich nicht mehr an sie erinnern.

Vielleicht sind wir auch zuerst irgendwo nach Baden-Württemberg gekommen und wurden von dort nach Gießen geschickt. Von Gießen sind wir dann nach Kassel gezogen und haben uns eine Wohnung gesucht. Es wurde entschieden, dass wir bleiben durften und dort wohnen sollten.

Kassel ist für mich der Ort, an dem ich in Deutschland aufgewachsen bin.

Zwischen elf und dreiundzwanzig habe ich dort gelebt.

(Schweigen)

Hierher sind mein Vater, meine Schwester und ich gekommen. Meine Mutter ist nicht mitgekommen. Das ging damals nicht. Jetzt ist sie hier.

(Schweigen)

Als wir klein waren, haben wir Spiele gespielt wie Stadt, Land, Fluss.

Hast du das auch gespielt?

Wenn wir das gespielt haben, hab' ich bei Land nie an Deutschland gedacht.

(Lächeln)

Ich hab' den Krieg nicht erlebt. Es gab damals Krieg an verschiedenen Orten im Kongo.

Im Osten.

(Schweigen)

Das war schrecklich.

(Schweigen)

Ich komme aus dem Westen. Aus der Hauptstadt. Wir sind im Westen des Landes großgeworden und haben den Krieg nicht erlebt.

Wir haben kein Kriegstrauma. Ich denke, da haben wir Glück. Deswegen waren wir offen. Für uns war die Integration verhältnismäßig einfach.

Unser Französisch hat uns in der Schule genützt. Denn im Kongo ist ja Französisch die Amtssprache.

Die Sprache der Regierenden. Weil es früher eine Kolonie war.

Meine Schwester und ich konnten immer mit unserer Französischlehrerin sprechen.

Deshalb waren die ersten Monate an der Schule für uns ziemlich einfach.

Auch unsere Mitschülerinnen waren froh, weil sie gern Französisch sprechen wollten.

Um was dazu zu lernen.

Das war ein schöner Austausch. Unsere Schule war sehr gut.

Ich weiß, wie sehr diese Schule unsere Integration erleichtert hat.

Sie hatten ein besonderes Programm für Kinder mit Migrationserfahrung und das war sehr erfolgreich.

(Schweigen)

Am Anfang war es schwer. Also, ich bin ja nicht schüchtern –

(wir lachen)

*ich kann sofort Kontakt zu Menschen aufbauen und mit ihnen sprechen. Aber als ich mit der Schule anfangen sollte,
da war ich schüchtern.*

Aufgrund der Sprache.

*Weil ich kein Deutsch konnte. Und da war es sehr gut, Französisch zu nutzen. Innerhalb eines Jahres
wurde sowieso alles besser.*

*Meine Klasse war gut und ich hatte gute Menschen in meiner Umgebung. Gute Lehrer*innen. Verständnisvolle Lehrer*innen.*

Sie haben das wirklich gut gemacht, finde ich.

(Schweigen)

Es hätte auch ganz anders laufen können.

(Schweigen)

Denn... Du weißt, manchmal passieren auch sehr, sehr schreckliche Dinge.

(Schweigen)

Aber wir als Gruppe waren auf einer sehr guten Schule.

*Natürlich ist das System gut, aber wenn du mich fragst, kommt es weniger auf das System an als auf die Menschen, die es betreiben.
Wenn sie das System nicht zum Guten benutzen, dann kann das System so gut sein, wie es will,
es nützt nichts.*

Das kenne ich aus meinem Land. Wir haben eine der besten Verfassungen der Welt.

Struktur und Inhalt sind sehr gut.

Aber in der Umsetzung?

*Diejenigen, die dafür verantwortlich sind, umzusetzen, was in der Verfassung steht, kriegen es nicht hin
und so wird sie sinnlos.*

Die Menschen. Entweder sie wollen, oder sie wollen nicht.

An meiner Schule wollten die Menschen.

*Wir hatten tolle Lehrer*innen. Sie wussten auch, was sie an uns hatten, sie waren geduldig und sensibel.*

Ich hab' mich ibretwegen nicht einmal schlecht gefühlt.

Ich hab' mich an der Schule immer gut gefühlt.

(Schweigen)

Ebru (innere Stimme)

*Ich kenne dieses Gefühl. Die beruhigende Liebe, die ich gegenüber Menschen spüre, denen ich als Kind begegnet bin und die gut zu mir waren. Ich denke auch, was für einen Unterschied Lehrer*innen machen, die eine echte Liebe zur Welt und zum Menschen in ihrem Beruf umzusetzen verstehen, still und heimlich. Warum hören wir ihre Geschichten so selten? Es gibt so viele Handwerker*innen, die großartige Welten schaffen, von denen wir nichts mitbekommen, sie geben neben uns her, ohne Prunk, und verschwinden dann. Wahrscheinlich ist es deren bescheidene Arbeit, dank derer die Welt sich immer noch dreht.*

Laura (äußere Stimme)

Ich bin zum Studieren nach Ludwigsburg gekommen. Als ich klein war, im Kongo, wollte ich immer Ärztin werden, und wenn ich dort geblieben wäre, wäre ich es wahrscheinlich auch geworden.

Ich konnte mich nicht schnell genug an die Sprache und an das Schulsystem anpassen. Im Kongo war ich eine sehr gute Schülerin.

Irgendwann ließ ich von meinem Traum ab, Ärztin zu werden. Ich war zu beschäftigt damit, Deutsch zu lernen.

Das war nicht so einfach.

Ich gab meinen Traum auf, aber entdeckte andere Eigenschaften an mir.

*Ich bemerkte sie gar nicht selber, sondern meine Lehrer*innen halfen mir, sie zu entdecken.*

Sie sagten zum Beispiel, es falle mir leicht, eine Sprache zu erlernen, und ich solle dem nachgehen.

Ich wollte Dolmetscherin im EU-Parlament werden. Das klappte leider nicht. Mit meinem Aufenthaltstitel aus Deutschland konnte ich diese Arbeit nicht machen.

Während meines Lebens in Deutschland hab' ich ganz unterschiedliche Sachen mit meinen bürokratischen Unterlagen erlebt. Ich wurde abgeschoben und musste in den Kongo zurück. Als ich zwanzig war. Ich blieb ein Jahr dort und kehrte dann nach Deutschland zurück.

Ich kam als Au Pair und nahm ein Studium auf.

Während ich Au Pair war, hat meine Gastfamilie Vieles für mich getan.

Sie waren mir eine Inspirationsquelle.

Sie motivierten mich, die Grenzen zu überwinden, die ich mir selbst gesetzt hatte.

Sie sagten, ich könne alles machen. Ich könne alles studieren, was ich wolle und müsse überhaupt keine Angst haben.

Wir haben gemeinsam nachgedacht und herausgefunden, was ich studieren sollte.

Eine der Optionen war Soziale Arbeit. Denn es ist toll, mit Menschen zusammen zu sein.

Es ist toll, an ihr Leben zu rühren.

Du siehst, was du veränderst.

(Schweigen)

Ich konnte zwar nicht Medizin studieren, aber ich dachte mir, ich kann Soziale Arbeit studieren und die Menschen unterstützen.

(Schweigen)

Ludwigsburg war der einzige Ort, an dem ich Internationale Soziale Arbeit studieren konnte.

Das Internationale hat mich sehr angesprochen. Ich dachte, dann kann ich auch in den Kongo gehen und dort arbeiten. Denn ich werde nicht hierbleiben, ich werde eines Tages in den Kongo zurückkehren.

Ebru (innere Stimme)

Ich denke über Bleiben und Zurückkehren nach. Ich denke darüber nach, alle Sätze von Neuem zu schreiben. Ich möchte, dass es keine Antwort gibt, in der ich mich verstecken könnte. Weder ‚Bleiben‘ noch ‚Zurückkehren‘ sollen so daher gesagt sein. Ich will weder an die Menschen denken, die darauf warten, dass ich zurückgehe, noch an die, die wollen, dass ich bleibe. Ich möchte selbst aus einer sauberen, naiven Intention heraus einen starken Satz bilden können. Einen Satz, der mit ‚werde ich zurückkehren‘ oder ‚werde ich bleiben‘ endet.

Laura (äußere Stimme)

In Ludwigsburg hatte ich eine tolle Studienzeit. Wirklich schön.

Ich erinnere mich an meinen ersten Tag hier, als ich an die Hochschule kam. Ich lief vom Bahnhof zum Studierendenwohnheim. Ich immatrikulierte mich. Dann verließ ich sofort das Wohnheim, um ins Stadtzentrum zu gehen. Da habe ich zum ersten Mal in meinem Leben einen Schwarzen Busfahrer gesehen. Ich kann gar nicht sagen, wie aufregend ich das fand.

(Wir lachen)

(Wir lachen)

(Wir lachen)

Ich hatte noch nie einen gesehen. Jetzt gibt es mehr, aber damals gab es dort, wo ich lebte, keine. Das erste Mal hab‘ ich einen in Ludwigsburg gesehen.

Ludwigsburg ist eine meiner Lieblingsstädte in Deutschland.

Hier sind alle vertreten. Alle haben Platz.

Ich finde, die Stadt hat viele Gesichter. Nicht nur eines.

Außerdem hab‘ ich in Ludwigsburg zum ersten Mal einen Schwarzen Menschen in einem Büro arbeiten sehen. Als ich nach dem Busfahrer diese Person sah, dachte ich mir: „Wenn diese Person hier ist, dann kann ich auch überall sein.“ Es ist wichtig, das zu sehen, das weißt du.

(Wir lachen)

*Im Fernsehen gibt es keine Schwarzen Moderator*innen, du siehst keine Schwarzen Journalist*innen und da, wo ich vorher war, gab es keine Schwarzen Polizist*innen oder Schwarzen Busfahrer*innen.*

Dann komme ich nach Ludwigsburg und sehe einen.

Das macht etwas mit dir. Etwas Gutes. Es hat positive Auswirkungen.

Diese Stadt ist offen für Vielfalt. Ich fühle mich hier sicher.

(Schweigen)

Ich kenne keine Frau aus dieser Stadt, die ein ‚Role Model‘ ist.

Ich kenne keine. Es gibt ganz sicher welche, aber ich kenne sie nicht.

(Schweigen)

*Ich würde mich nicht Ludwigsburgerin nennen, sondern
sagen, dass ich aus dem Kongo bin.*

(Schweigen)

Man muss einfach da Spaß haben, wo man ist. Ich glaube, es gibt nicht viele Orte wie Ludwigsburg. Ich fühle mich hier zuhause.

Wenn man einen solchen Ort gefunden hat, muss man da Spaß haben.

Lass uns Spaß haben.

Du warst schrecklich grausam, aber ich vergebe dir

In Deutschland vermisse ich zwei Dinge.

1 – Gebrühten Tee aus einem Samowar

2 – Milchspeisen

An manchen Orten lässt sich beides finden. Nicht nachvollziehbar, wie ein Getränk aus zwei so simplen Zutaten wie Wasser und Teeblättern so anders schmecken kann. Milchspeisen hingegen sind mir ein komplettes Rätsel. Nur selten begegnen sie mir und dann nur in der Form von Milchreis. Manchmal kommt es mir so vor, als ob all die Schlechtigkeiten in meinem Land allein schon deshalb nicht noch problematischere Dimensionen annehmen, weil die Menschen die Angewohnheit haben, Tee zu trinken. Der verbindende, gemeinsame Nenner aller Menschen, die bei allen sonstigen Themen in zwei verfeindete Lager gespalten sind, ist das Teetrinken. Von Norden nach Süden, von Osten nach Westen. Bist du genervt, trink einen Tee. Hast du eine frohe Nachricht bekommen, trink einen Tee. Zur Versöhnung wie zur Trennung, nach dem Essen, beim Warten auf eine Verabredung, auf einer langen Reise, zur Ankunft am Ziel, zum morgendlichen Aufwachen, gegen die abendliche Müdigkeit, immer hilft Tee. Dass der Tee einen so wichtigen Platz in meinem Leben einnimmt, habe ich erst verstanden, nachdem ich hierhergekommen und eine Weile geblieben war. Privilegien sind ja immer unsichtbar für die, die sie haben. Mein mir unbewusstes Privileg war, jederzeit einen gut gebrühten Tee trinken zu können. Und dann die süßen Milchspeisen. Ich habe meine Hoffnung verloren, was Milchspeisen angeht, ich kann sagen, ich habe aufgegeben, welche zu suchen und nach ihnen zu fragen. Aber was den Tee angeht, so lege ich einen Fleiß und ein Verlangen an den Tag wie ein Mensch, der alles umgräbt, um ein paar Tropfen Wasser zu finden. Ich bleibe optimistisch.

Wenn ich gegen Abend zu einem Spaziergang durch Ludwigsburg aufbreche, klappere ich alle Orte ab, an denen ich Tee finden könnte. Manchmal gibt es welchen.

Ist der Tee, den ich trinke, jener Tee?

Ich hoffe weiterhin. Damit eine Hoffnung wirklich den Namen Hoffnung verdient, muss sie auch mal enttäuscht worden sein. Und ich bin mittlerweile felsenfest davon überzeugt, dass meine Hoffnung stabil ist.

Tee trinken hilft gegen Heimweh und gegen Schmerz, ich weiß nicht, warum. Heute bin ich voll von beiden.

#SarahHegazy

Als ich morgens im Netz schaue, stoße ich auf diesen Hashtag.

Wenn Namen zu Hashtags werden, vergessen wir dann mit der Zeit, dass diese Namen Menschen waren? Menschen mit Geschichten.

Ich schaue mir ihre Fotos an, ich lese ihre Lebensgeschichte nach, ich bin extrem wütend darüber, dass es wieder einmal für einen Menschen keinen Platz in unserer Welt gegeben hat. Weil wir es nicht zugelassen haben. Ihr Weg begann damit, dass sie auf einem Konzert in Ägypten die Regenbogenfahne schwang, führte sie ins Gefängnis, in Folter und sexualisierte Gewalt, dann ging sie nach Kanada, um nicht andauernd mit der Angst leben zu müssen, inhaftiert zu werden, und im Exil beendete sie ihr Leben.

„An meine Geschwister, ich habe versucht zu überleben, aber ich habe es nicht geschafft. Verzeiht mir. An meine Freunde, der Weg war grausam und ich bin zu schwach, um Widerstand zu leisten. An die Welt, du warst schrecklich grausam, aber ich vergebe dir.“

schrrieb Sarah.

Ich denke an Groll und daran, wie leicht er zu manipulieren ist. Wie Menschen gegen Menschen aufgebracht werden.

Weil wir nicht gelernt haben, gesunde Emotionen zu stärken, bleibt uns nur noch der Groll als gemeinsamer Affekt und dieser raubt der Menschheit den Atem.

Es ist nicht leicht für eine Person, all die Dinge zurückzulassen, die sie ausmachen, um aufzubrechen und auszuweichen von dem Ort, an dem sie geboren wurde. Es ist schwer, ein Zuhause zu verlassen, wenn man weiß, dass man kein anderes Zuhause hat. Ein Mensch kann sich nur mit der Hoffnung aufmachen, zurückzukehren. Und doch reißen Menschen ihre Wurzeln aus der Erde, die sie nicht so liebt, wie sie sie lieben, wo sie nicht gewollt werden, zumindest jetzt gerade nicht, und machen sich mit diesen Wurzeln in der Hand auf den Weg. In der Hoffnung, zurückzukehren. Krieg ist die sichtbarste Form dessen und macht vielleicht auch andere Formen von Aufbruch und Verlassen unsichtbar. Aber die Menschen verlassen ihre Heimat nicht nur deshalb, weil sie Angst davor haben, zu sterben.

In

der

Hoffnung

eines Tages

zurückzukehren

jetzt

Hoffnung

später

auf Rückkehr

?

Und mit dieser Hoffnung, zurückzukehren, lebt ein Mensch wie in einer Vitrine. In einer Welt, in der die wichtigsten Angelegenheiten hinter verschlossenen Türen geregelt werden, ist die Wahl, in einem Glaskasten zu leben, vielleicht auch in gewisser Hinsicht so etwas wie eine Wahl der Freiheit? Wie Sie wissen, sind Vitrinen einerseits solide, andererseits zerbrechlich. Es ist schwer, sie zu zerbrechen und doch einfach. Andererseits verbergen Vitrinen und Schaukästen vor uns die Tatsache, dass das, was da zur Schau gestellt wird, das Produkt menschlicher Arbeit ist. Jeder Mensch ist das Produkt von Arbeit. Jeder Mensch, den wir verlieren, bedeutet verlorene Möglichkeiten und aufgewendete Arbeit. Arbeit an der Welt und am Überleben.

Einer Welt zum Trotz, die Menschen auf Hashtags reduzieren möchte, die Namen mit ihren Geschichten zu verbreiten, könnte ein Schritt zur Stärkung gesunder Emotionen sein.

In der Hoffnung, dass wir Sarah Hegazy und ihre Geschichte erinnern.

**Enttäuschung
und
„Was soll ich sagen? Ich bin halt hier.“**

Sümeyye. Fehlt.

Nazlı. Fehlt.

Aydan. Fehlt.

Sümeyye, Nazlı und Aydan bemerke ich, als ich mit dem Fahrrad auf dem Rathausplatz an ihnen vorbeifahre. Ich höre sie Türkisch sprechen und fahre auf sie zu. Sie werden ungefähr achtzehn bis zwanzig Jahre alt sein. Die drei jungen Frauen sitzen nebeneinander und unterhalten sich lachend. Ihre lebendige Art ermutigt mich.

Eine von ihnen, nennen wir sie Sümeyye, sagt:

Sümeyye: Die kommt glaub ich auf uns zu.

Ebru: Merhaba,

sage ich. Die anderen beiden schauen sich an und fangen an, zu reden. Nennen wir eine von ihnen Nazlı und die andere Aydan.

Nazlı: Ach, Schwester, bist du Türkin? Die ist Türkin? Echt?

Aydan: Schwester, du siehst überhaupt nicht aus wie eine Türkin.

Sümeyye: Ich hab' euch doch gesagt, die kommt auf uns zu. Vielleicht ist es verboten, hier zu sitzen?

Ebru: Ich bin aus der Türkei.

Ich möchte dieses Vorhaben nicht abschließen, ohne mit einer türkeistämmigen Person gesprochen zu haben. Ich erkläre ihnen, wer ich bin und was ich mache. Danach sage ich:

Ebru: Kann ich mit euch ein Interview führen?

Sie schauen einander an.

Sümeyye: Machst du auch Fotos?

Ebru: Nein.

Sümeyye: Nimmst du den Ton auf?

Ebru: Ja. Damit ich nicht vergesse, was ihr sagt.

Sümeyye: Hmmm...

Aydan: Und was machst du dann damit?

Ebru: Na, wie gesagt, ich höre mir das an und schreibe dann darüber. Danach wird das bei einer Lesung hier auf den Straßen vorgetragen.

Sümeyye: Keine Ahnung, wie würdest du das denn machen?

Ebru: Wollen wir das so machen: Ihr denkt mal drüber nach. Ich bin ja hier. Zum Beispiel könnte ich in zwei Tagen wieder um 13 Uhr hier sein. Wenn ihr mit mir reden wollt, kommt ihr auch. Okay?

Nazlı: Okay.

Aydan: Aber warte nicht lange auf uns. Wenn wir nicht da sind, sind wir nicht da. Alles klar?

Ebru: Einverstanden.

Sümeyye: Ja Schwester, ich kann immer noch nicht glauben, dass du Türkin bist. Oh mein Gott!

Ich gehe zur verabredeten Zeit an den Treffpunkt. Keine von ihnen ist da. Ich bleibe einfach allein dort sitzen. Ich denke darüber nach, warum sie sich dagegen entschieden haben.

Im Laufe des Tages treffe ich auf viele Menschen, die Türkisch sprechen. Ich denke, dass ich sicher mit einem von ihnen ein Gespräch führen kann.

Hasan hat es sich anders überlegt.

Es gibt einen kleinen Imbiss, in den ich auf meinen Abendspaziergängen nach dem Essen Tee aus dem Samowar trinken gehe. Jeden Abend unterhalte ich mich mit den jungen Männern, die dort arbeiten. Meistens über Fußball. Seit sie wissen, dass ich mich für Fußball interessiere, wollen sie ganz aufgeregt mit mir über die türkische Liga sprechen. Ich stelle ihnen Fragen zur Bundesliga. Fußball ist eine Sprache. Eine aufregende Sprache, die Millionen von Menschen sprechen. Wir sprechen im Imbiss nicht Türkisch, sondern Fußball.

- Es gibt einfach keinen zweiten Libero wie Franz Beckenbauer.

- Ach, hör doch auf. Was ist denn mit Pnyol?

- Der war halt defensiver Mittelfeldspieler.

- Ähm, Linksverteidiger?

Linksverteidiger*in. Meine Lieblingsposition. Seit ich Fußballspielen gelernt hab, konnte ich nie genug davon kriegen, gute Linksverteidiger*innen anzuschauen. Wenn ich heute spiele, dann auch als Linksverteidigerin.

- Spielst du auch?

- Ja.

- Türkei? Echt?

- Ja, klar. Wir haben ein Frauenballenfußballteam. Jeden Sonntag von elf bis zwölf.

- Oah krass.

Als sich herausstellt, dass Hasan und ich Fans der gleichen Mannschaft sind, verspüre ich eine Nähe zu ihm und erzähle ihm, was ich mache und warum ich hergekommen bin. Ich frage ihn, ob er Lust hat, mit mir zu sprechen.

Er denkt kurz nach. Er schaut sich nach seinem Cousin Ali um und erwartet förmlich, dass der jeden seiner Sätze abnickt. Sie bauen Augenkontakt auf. Ali senkt seinen Blick auf den Tisch.

Ebru: Ich wär' echt traurig, wenn niemand aus der Türkei dabei wäre,

sage ich.

Hasan: Wir würden dich niemals traurig machen.

Ebru: Gut, dann komm ich morgen Abend um die gleiche Zeit. Unterhalten wir uns dann?

Hasan nickt.

Am nächsten Abend gehe ich zum Teetrinken und für eine Unterhaltung zum Imbiss. Ich sehe Ali, aber Hasan nicht.

Ali: Hasan ist kurz was holen. Er kommt gleich.

Ich trinke meinen Tee und stelle Ali beiläufig Fragen. Wie läuft der Laden? Hat Corona starke Auswirkungen auf die Arbeit? Konnte er in die Türkei in den Urlaub fahren? Während wir darüber reden, kommt Hasan.

Hasan: Herzlich Willkommen. Ich hab' 'ne schlechte Nachricht für dich. Ich hab' es mir anders überlegt,

sagt er.

Ich vermag nicht zu fragen, warum.

Ebru: So ist das eben. Danke trotzdem. Dann trinken wir halt Tee. Habt ihr Bayern München gegen Barcelona gesehen?

Mazlum kam nicht.

Es ist Zeit, das Manuskript abzugeben. Es bedrückt mich, dass ich mit keiner türkeistämmigen Person sprechen konnte. Aber mir fällt auch auf, dass ich seit langer Zeit keinen Lahmacun mehr gegessen habe. Ich betrete einen der Läden, die sonntags aufhaben. Ich bestelle einen Lahmacun.

Sollen wir Döner reinmachen?,

sagt der junge Mann, der meine Bestellung aufnimmt.

Ebru: Nein. Ohne alles bitte. Haben Sie vielen Dank.

Der junge Mann, nennen wir ihn Mazlum, stutzt.

Mazlum: Schwester, bist du neu aus der Türkei?

Ebru: Ja.

Mazlum: Du bist gerade erst hergekommen, oder?

Ebru: Sieht man mir das so sehr an?

Mazlum: Du hast doch gesagt: Haben Sie vielen Dank. Daran merkt man das.

Er macht meine Bestellung fertig und kommt zurück.

Mazlum: Weshalb bist du hier, Schwester?

Ebru: Ich bin als Stadtschreiberin ausgewählt worden, deshalb bin ich hier.

Mazlum: Bist du Schriftstellerin?

Ebru: Ja.

Mazlum: Vielleicht schreibst du ja mal was über mich.

Er lacht und kehrt in den Laden zurück. Ich denke sofort an einen Satz meiner Großmutter:

*„Wenn ein*e Patient*in obnehin gesund wird, findet sich auch schnell ein Arzt.“*

Ich lasse meinen Teller stehen und betrete den Laden. Zwei Mitarbeiter, die älter als Mazlum sind, sitzen dort.

Ebru: Mazlum, hast du Lust? Soll ich über deine Geschichte schreiben?

Mazlum: Wie, im Ernst?

Ebru: Natürlich im Ernst! Ich hätte große Lust.

Einer der älteren Männer sagt zu Mazlum:

Mann: Mazlum, hol die Pide raus und servier' sie draußen.

Mazlum geht raus. Er kommt wieder.

Mazlum: Was fragst du mich denn dann?

Ebru: Na, wann du gekommen bist, ob allein oder mit Familie. Und warum du gekommen bist.

Mazlum: Schwester, ich bin allein gekommen. Vor 14 Jahren. Erst war ich illegal, dann hab' ich Asyl beantragt.

Einer der älteren Männer sagt zu Mazlum:

Mann: Mazlum, wisch die Tische draußen ab.

Mazlum geht raus. Ich denke über das Wort Asyl nach. Mazlum lächelt beim Sprechen. Lächelnd sagt er Asyl. Er ist höchstens dreißig Jahre alt. Also muss er mit fünfzehn oder sechzehn Jahren seinen Asylantrag gestellt haben. Er geht wieder rein.

Mazlum: Ja, Schwester, was willst du mich denn fragen? Was soll ich denn erzählen? Ich bin halt hier. Das ist alles. Also, ich wird' auch hier bleiben. Eigentlich hab' ich ja ganz schön viele Geschichten zu erzählen...

Ebru: Wenn du Feierabend hast, komm ich wieder.

Mazlum: Ich kann aber nichts versprechen –

Ebru: Okay.

Mazlum: Komm morgen um 13 Uhr vor den Laden. Wenn ich nicht da bin, geh' einfach weiter. Ich verspreche nichts. Wenn ich etwas verspreche, muss ich es auch halten. Deswegen verspreche ich dir nichts, siehst du?

Ebru: Okay, okay, einverstanden.

Am nächsten Tag gehe ich um 12.45 Uhr zum Laden. Einer der Männer ist da. Ich bestelle einen Tee. Ich nehme ihn entgegen und setze mich an einen der Tische vor der Tür. Der Mann kommt mir nach und wischt die anderen Tische ab.

Mann: Wir haben gerade erst aufgemacht,

sagt er.

Ebru: Alles Gute bei der Arbeit.

Mann: Warten Sie nicht auf Mazlum. Er kommt nicht.

Ebru: Wirklich?

Mann: Ich glaube, er kommt nicht.

Er geht wieder rein.

Mazlum kommt nicht.

Die Namen in diesem Kapitel sind nicht die wirklichen Namen der Personen, von denen ich erzähle. Ich kenne ihre wirklichen Namen nicht. Ich habe sie nicht danach gefragt und möchte es auch nicht. Ich wollte den Menschen nicht weiter auf den Leib rücken, die in ihren Augen, ihrer Körpersprache, ihren untereinander ausgetauschten Seitenblicken und ihrem Schweigen ein klares Unwohlsein zu erkennen gegeben haben. Ich hätte mich vielleicht ähnlich verhalten. Es mir im letzten Moment anders überlegt. Aufgrund kleinster Zweifel, die ich nicht aus dem Kopf bekommen hätte.

Neben Sümeyye, Nazlı, Aydan, Hasan und Mazlum habe ich mit drei weiteren türkischsprachigen Personen über mein Projekt gesprochen und gefragt, ob ich Interviews mit ihnen führen darf. Sie haben abgelehnt, ohne nachzudenken.

Ich glaube, es hat mich auf eine Art verletzt, dass so viele Menschen unterschiedlichsten Alters, Geschlechts, Zeitpunkts und Art der Migrationserfahrung sich weigerten, ihre Geschichte mit mir zu teilen. Hat es mich verletzt, weil wir aus dem gleichen geographischen Raum kommen? Ich weiß es nicht.

Wie viele Generationen ist es her, dass uns diese Ängste eingepflanzt wurden?

Ich spreche kein Deutsch und „Ludwigsburg hat mich adoptiert“

Ich bin wieder bei der INVITARE Stiftung für Mutter und Kind. Melina aus dem Verein hat zugesagt, mit mir zu sprechen und ich bin ganz aufgeregt. Zwanzig Minuten vor der vereinbarten Interviewzeit klinge ich an der Tür der Stiftung. Melina öffnet mir. „*Willkommen*“, sagt sie. „*Danke*“, sage ich auf Deutsch, „*Wie geht es dir?*“ Wir sprechen weiter auf Deutsch, während sie mich in den Salon führt, in dem wir das Gespräch aufzeichnen werden. Ich spreche kein Deutsch. Ich versuche es zu lernen, aber noch kann ich es nicht. Ich kann einige Wörter ausmachen, wenn sie spricht. Irgendwann im Fluss ihrer Sätze hält sie inne und schaut mich an.

„*Verstehst du Deutsch?*“

Ich schüttele den Kopf. Ich freue mich über die Entscheidung, die sie inmitten ihrer eigenen Sätze getroffen hat, bevor sie mich aus den Augen verloren hätte. Sobald sie verstanden hat, dass ich die Strecke dieser Sätze nicht gemeinsam mit ihr würde zurücklegen können, hält sie an und wartet darauf, dass ich nachkomme.

„*Das macht ja nichts, ich spreche auch kein Englisch*“, sagt sie auf Deutsch.

„*Ich spreche nur sehr wenig Deutsch*“, sage ich auf Deutsch.

Wir warten auf Jakob. Er wird eine Sprachbrücke zwischen uns sein.

Nachdem wir eine Weile schweigend gegessen haben, stellt sie mir Fragen auf Deutsch. Geduldig wartet sie auf meine Antworten. Es ist das erste Mal, dass ich außerhalb des Deutschkurses mit jemandem Deutsch spreche. Es ist meine erste Unterhaltung auf Deutsch. Ich sage, dass ich eine Mutter und eine Schwester habe, die in Istanbul leben und dass ich derzeit in Berlin lebe, ich sage, wie alt ich bin und was mein Beruf ist. Sie erzählt mir, wie viele Kinder sie hat, was sie arbeitet und wo die Kinder jetzt sind. Es verblüfft mich, dass ich Deutsch spreche und die Person mir gegenüber versteht, was ich sage. Melinas Bemühen, mich zu verstehen und sich mit mir zu unterhalten bringt mir ein Lächeln aufs Gesicht. Jakob kommt. „*Ich bin verspätet, aber ihr habt ja schon angefangen*“, sagt er und lächelt.

Ich drücke auf den Aufnahmeknopf.

Melina (äußere Stimme)

Mein Name ist Melina. Das ist eine gute Frage: Wer bin ich? Ich bin Mutter. Ich bin eine stolze Mutter und Großmutter. Ich sag jetzt nicht, dass ich Italienerin bin, weil es mir nicht wichtig ist, woher ich komme.

Es kommt nicht darauf an, woher du kommst, sondern wer du bist.

*Ich bin eine Frau, eine soziale Frau. Meine freie Zeit verbringe ich gerne mit meinen Freund*innen und meiner Familie. Das macht mich zu einem sozialen Wesen.*

Seit 35 Jahren lebe ich in Deutschland. Anfangs war ich mit meinem Mann nach Stuttgart gekommen, weil es meinem Onkel gesundheitlich nicht gut ging.

Wir haben sechs Monate in Stuttgart gelebt und sind dann nach Ludwigsburg gekommen. Jetzt leben wir in Eglosheim. Mein Onkel ist 1964 nach Deutschland gekommen. Als Migrant aus Sizilien.

Er hat auf dem Bau gearbeitet. Er ist nach Deutschland gekommen und hat hier geheiratet. Dann hat seine Frau ihn verlassen und er bekam eine Depression. Er bat um Hilfe. Also bin ich mit meinem Mann hierhergekommen, um ihm zu helfen. Ich hab' meinen

Mann überredet. Ich dachte, er findet vielleicht hier eine Arbeit.

(Sie lacht)

Eigentlich war ich schon einmal in Deutschland, bevor ich 18 war. Und zwar für sechs Monate. Außerdem bin ich regelmäßig als Touristin nach Deutschland gekommen. Als ich nach Deutschland kam, also als ich noch keine 18 war, erlebte ich die einsamste Zeit meines Lebens. Da lernte ich, was Einsamkeit ist. Ich lebte bei meinem Onkel und meiner Schwägerin und lernte, was Einsamkeit bedeutet.

Nie wieder!

Ich war nicht einsam wegen der Menschen.

Nein, nein. Mit den Menschen hatte es überhaupt nichts zu tun.

Ebru (innere Stimme)

*Ich glaube, ich kenne diese Art Einsamkeit. Ich hab' ja in Berlin viele Freund*innen, die von hier sind oder wie ich, mit der letzten Welle seit 2013 hergekommen sind. Mit vielen von ihnen hab' ich mich noch nicht getroffen. Die meisten hab' ich nicht einmal angerufen. Ich fühle mich auf eine seltsame Weise verwaist, als fehlte etwas an mir, als hätte ich das, was mich zu mir selbst macht, in der Türkei zurückgelassen. Als würden sie mich nicht mögen, wenn sie mich jetzt kennenlernen würden... Eigentlich bin ich vermutlich nie in Berlin gewesen. Ich bin auf einer Couch gewesen, in einer Wohnung von 40 Quadratmetern, in einem Garten, in dem ich die Eichhörnchen auf den Bäumen beobachten kann. Wenn mich jemand nach Berlin fragen würde, ich würde wahrscheinlich von einer langen Stille erzählen, einer Stille, die anhält, als würde sie niemals wieder gebrochen werden. Auch wenn wir zu zweit sind, schweigen wir. Wenn wir unter Freund*innen aus der Türkei zusammenkommen, schweigen wir. Weil niemand mehr etwas zu sagen hat oder weil die Worte, die noch gesagt werden könnten, uns verletzen würden. Die Türkei wird zu unserem Schweigen und unser Schweigen wird zur Türkei. Und wenn jemandem dann eine unbedachte Frage entweicht, wie:*

„Warum sind wir eigentlich hier?“

*dann fühlen sich plötzlich alle wie in einem unordentlichen, leeren Wohnzimmer nach einer abrupt beendeten Familienfeier. Ich habe eine Freundin, die ich in der Türkei immer sehr lustig fand. Ich suche in ihrem Gesicht nach einem Lächeln. Ich habe eine andere Freundin, die ich als sehr schlagfertig erinnere. Ich warte darauf, dass sie sich an einer Unterhaltung beteiligt und uns zur Raison bringt. Ich sehe die Person, die mich damals in die Firma geholt hatte, in der sie als Personalchefin arbeitete. Ich suche in ihren Augen das Selbstvertrauen. Wenn wir zusammenkommen, suche ich das grenzenlose, weite Lachen, das mir immer so vorkam, als hätte jemand irgendwo umsonst Fröhlichkeit ausgeteilt und wir hätten uns bedient. Und Sie wissen ja, suchen heißt nicht gleich finden. In meiner Lage ist es ein bisschen so, wie wenn man das gleiche Spiel, die gleiche Begegnung, immer und immer wieder verliert. Vielleicht muss ich vergessen, was ich suche, und meine Freund*innen neu kennenlernen. Ich weiß es nicht.*

Melina (äußere Stimme)

*Als ich für sechs Monate herkam, arbeitete ich in einer Metzgerei. Dort lernte ich auch Deutsch. Die Einsamkeit kam meist außerhalb der Arbeitszeiten. Wenn ich zu meinem Onkel und meiner Schwägerin zurückmusste. Ich kann gar nicht genau beschreiben, was es für eine Einsamkeit war, aber sie machte mich sehr unglücklich. Ich kannte niemanden und hatte überhaupt keine Freund*innen.*

Als mein Onkel mir zum zweiten Mal anbot, nach Deutschland zu kommen, weinte ich. Weil mit einem Mal dieses Gefühl der Einsamkeit wieder da war. Dann dachte ich, es könnte dieses Mal anders werden, weil ich inzwischen geheiratet hatte und mein Mann mitkommen könnte.

(Sie lacht)

Und wie ich dann nach Ludwigsburg kam, ist nochmal eine ganz andere Geschichte.

Erst einmal zogen wir ja nach Stuttgart.

(Sie zögert)

Ich weiß nicht, wie viel davon ich erzählen kann. Kann ich das alles erzählen?

Ebru (innere Stimme)

Ich kneife meine Augen zusammen und lächle.

Melina (äußere Stimme)

Ich verstehe. Gut.

Mit meinem Mann und unserer damals eineinhalbjährigen Tochter kamen wir mit dem Auto von Sizilien nach Stuttgart. Die Fahrt dauerte 28 Stunden. Es gab damals kein Navi, deswegen sind wir nicht unter den Bergen hindurch, sondern über die Berge hinweggefahren.

(Sie lacht)

(Wir lachen)

Mein Onkel hatte versprochen, uns zu unterstützen. Als wir dann da waren und mit dem Bürokratiekram angefangen hatten, sagte er uns, er sei ja krank und könne uns nicht helfen.

Das war sehr schwer für uns. Wir lebten allein mit einem kleinen Kind und einem Onkel, der aufgrund seiner Depression nachts sehr spät ins Bett ging. Mein Deutsch war nicht so gut.

Als wir nichts mehr hatten, also kein Geld und keine Hoffnung mehr, beschlossen wir, zurückzukehren.

Da geschah ein Wunder!

(Wir lachen)

*Wir wollten uns von unseren Freund*innen verabschieden.*

Wir besuchten auch den Metzger, bei dem ich früher gearbeitet hatte und seine Familie.

In Ludwigsburg.

Als ich ihnen erzählte, was uns passiert war, fragten sie:

Aber, Melina, was willst denn du?

Ich wollte gar nicht zurück, weil mein Mann in Italien keine Arbeit gefunden hätte und wir ja unsere sämtlichen Ersparnisse während unserer Zeit hier aufgebraucht hatten.

Und sie, diese tolle Familie, sagte;

na, dann helfen wir dir halt,

hierzubleiben.

Außerdem sorgten sie dafür, dass mein Mann bei einer Firma vor Ort eingestellt wurde.

Das ist also die Geschichte, warum wir uns hier ein Leben in Ludwigsburg aufgebaut haben.

Mein Mann hat 35 Jahre in dieser Firma gearbeitet.

Ludwigsburg hat mich adoptiert. Hat mich wie eine Mutter geliebt und geschützt.

Ebru (innere Stimme)

(Ich lache) Ich, die ich nicht als Tochter akzeptiert wurde und Melina, die von einer Stadt adoptiert wurde, lachen lange miteinander. Fasziniert höre ich von der Fähigkeit der Menschen auf dieser Welt etwas Neues anzufangen. Wie eine Frau und ein Mann, die eine Metzgerei betrieben, sich über bürokratische Hürden, Pech, Politik und Unverfrorenheit hinwegsetzten, um das Leben von Melina, ihrer eineinhalbjährigen Tochter und ihres Mannes zu verändern. Ich möchte ‚Die Banalität des Guten‘ rufen, oder doch zumindest sagen, dass das ein Fall von Amor Mundi, oder doch zumindest Amor Humano sei.⁷ Eine Geschichte vom guten Handeln wirkt in mir, reißt den Teppich hoch, unter den ich all meine Enttäuschungen gekehrt hatte, öffnet ein Fenster nach dem anderen und es riecht nach dem Regen, auf den ich seit Tagen warte, nach feuchter, würziger Erde... (ich lächle)

Melina (äußere Stimme)

Deswegen denke ich, Ludwigsburg ist auf jeden Fall eine Frau. Ich habe drei Kinder. Meine Kinder kennen nur Ludwigsburg. Meine älteste Tochter ist nach Potsdam gezogen. Das schicke Berlin hat sie Ludwigsburg abspenstig gemacht.

(Wir lächeln)

Meine Wurzeln sind da, wo ich herkomme, aber hier ist meine Heimat.

Was mich traurig macht ist, dass sie uns in Italien „Deutsche“ nennen, hier aber „Ausländer“.

Dabei fühle ich mich weder in Italien noch hier als „Ausländerin“.



Foto: Aydan Çınar

Über die Autorin

Ebru Nihan Celkan wurde 1979 in Adana geboren und lebt in Istanbul und Berlin. Neben ihrer Tätigkeit als Autorin und Dramatikerin unterrichtet sie dramatisches und performatives Schreiben an verschiedenen Universitäten und leitet Workshops zu den Themen Geschlechtergerechtigkeit und Diversität. Darüber hinaus schreibt sie seit 2014 für die türkische Tageszeitung Evrensel. In ihren Stücken setzt sie sich mit der urbanen Gesellschaft, deren Tabus und Missständen auseinander.

„Die türkische Autorin, Dramatikerin und Darstellerin versucht mit ihren Werken, anschaulich die gesellschaftlichen Konfliktsituationen zwischen Verantwortung und Aufbruch zu beschreiben. Ihre gesellschaftlichen Analysen beeindruckten. Wie sieht der ‚andere‘ Blick auf unsere Gesellschaft aus? Was können wir darüber erfahren? Das war ausschlaggebend für die Wahl eines ungewöhnlichen neuen Schreibtalents, das gerade Sehnsucht und Eskapismus ausloten muss, um der politischen Situation eine künstlerische Haltung entgegenzubringen und uns einen Spiegel vorzuhalten.“

(Auszug aus der Jurybegründung)